P. o. germ.
1442 wd

Tenger

-2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

M. Tenger's Romane und Erzählungen.

Sophie von Hohem.

Aus den Papieren der Frau von Br..sen

von

Mariam Tenger

Verfasserin der „Anna Dalfy", „Der letzte Capy", „Das Fest auf Arpadvar", „Drei Cassetten".

II. Band.

Berlin.
Wedekind und Schwieger.
1875.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Richard Poettcke in Anklam.

X.

Graf Wolf und Lord Puck.

„Frühling und Frieden!“ rief Sophie, in die Bibliothek tretend.

Sie hatte die Flügelthüre ganz leise geöffnet und glaubte den alten Herrn am Schreibtisch zu überraschen. Er stand aber mitten in dem schönen, von der Morgensonne beleuchteten Saal und kam sogleich mit ausgestreckten Händen auf die Eintretende zu.

„Frühling und Frieden!“ wiederholte sie, die kleinen Hände in die seinigen legend, mit Jubel im Ton.

„So schöner Gruß aus so schönem Munde muß auch ein so altes, kaltes Herz wie das meinige wieder jung und warm machen!“

Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

„Wie, Herr Hofrath? Sie wollten uns nicht nach

Frankfurt begleiten, weil — „Ihr Rücken zu steif sei für die großen Observanzen," und haben sich doch indessen hier im kleinen Hofton geübt?"

„Scherzte meine Schülerin nicht mit ihrem alten Lehrer, so würde ich sie beschuldigen, das Herz auf der Zunge nicht mehr vom Honig auf den Lippen unterscheiden zu können."

Sophie legte ihren Arm in den Arm des alten Herrn und führte ihn an sein Schreibepult zurück. Ein grünsammt'ner Armstuhl mit Tabouret und vier niedrige Hockstühle waren im Halbkreis um das erhöhte Pult des Herrn Hofrath Gervinus aufgestellt.

„Sie sehen, carissima scolare!" sagte er, darauf hinweisend, „daß alles zur Fortsetzung der Stunden, die durch Ihre Abreise unterbrochen wurden, vorbereitet ist."

„Hörten Sie uns denn ankommen? Um Ihren Schlaf nicht zu stören, und jeden Empfang im Städtchen wie auf dem Schloß zu vermeiden, fuhren wir wie Diebe mit bewickelten Rädern um die Mitternachtsstunde den Berg herauf, dann um das Hauptportal herum und zum Hinterthore herein."

„Ich hörte Sie nicht kommen, da mein kurzer

Schlaf stets ein fester ist. Es hat mir aber vor einer Viertelstunde Einer die Nachricht Ihres Hierseins gebracht.“

„Unmöglich! Das ganze Schloß ist noch in tiefster Ruhe. Im ganzen Park, den ich durchlief, begegnete mir nicht eine Menschenseele!“

„Muß es denn eben eine Menschenseele gewesen sein!“

„Ah — Lord Puck! Richtig! Der Unhold hat mir in seiner wilden Freude die Bandschleife von der Saloppe gerissen.“

„Um sie mir zu bringen. — Verzeihen Sie dem Uebelthäter!“

Hofrath Gervinus nahm die grüne Florschleife aus der tiefen Seitentasche seines braunseidenen Schlafrocks und überreichte sie Fräulein von Hohem mit einer tiefen höfischen Verbeugung. Diese erwiderte die Formalität mit ihrem vollendetsten Hofknix, sagte aber dann lachend:

„Das ist schon Etwas, aber noch lange nicht Alles, Herr Hofrath! — Wenn ein Herr das Glück hat, die verlorene Schleife einer Dame zu finden, nähert er sich ihr mit Rührung in Blick und Geberden,

bleibt in der zweiten Position einige Augenblicke vor ihr stehen, läßt sich auf ein Knie nieder, drückt, von seiner Empfindung überwältigt, das zarte corpus delicti — die Schleife, mein' ich — an's Herz und an die Lippen, und sie ihr dann überreichend, ruft er, mit dem Pathos der höchsten Begeisterung aus:

Pour l'éternité
De notre amitié
Preux Chevalier
M'a créé
Ce baiser!

Aber während ich hier in der überschwänglichen Freude, wieder in meinem Paradies zu sein, meinem gütigen Freunde Unsinn vorschwatze, weckt Lord Puck wahrscheinlich meine Fürstin aus dem Schlafe! Und sie war so müde von der Reise!"

„Wahrscheinlich thut er das!" entgegnete der alte Herr. „Ein Wachauf mit dem Hahn — gleich uns Beiden — hat er mit den Langschläfern gewiß kein Mitleid."

„Mitleid? — Ich hätte Ihre Durchlaucht manchmal um dieses ruhige Nachholen der verlorenen Ruhe-

zeit beneiden können. O! wenn es nur nicht eben meine Fürstin wäre!"

Der alte Herr richtete einen besorgten Blick auf die junge Dame, die auf einem der Hockstühle ihm gegenüber Platz genommen hatte.

„Litten Sie unter den Strapazen des Hoflebens?"

„Leiden ist ein Wort, das man hier in diesem Paradies gar nicht aussprechen sollte! Frankfurts wird man eben müde; des Hartensteins niemals!"

Ihre Wangen waren hoch geröthet von dem Gang im Freien, von der frischen Morgenluft und von der Herzensfreudigkeit. Ihre Augen lächelten, und um den kleinen Mund spielte der Morgensonnenstrahl. Sie sah entzückend schön und lieblich aus. Auch konnte Gervinus dem auf seinen Schreibtisch gerichteten, verlangenden Blick der verständnißstrahlenden braunen Augen nicht widerstehen, und langte aus seiner Briefmappe mehrere, mit ihr bekannten Chiffern bezeichnete Briefe heraus.

„Ja — ja — viel Neues, darunter höchst Bedeutendes und überraschend Schönes hat dieser Winter, der den Frieden vorbereitete, auch in's geistige Leben gebracht. Der Königsberger Philosoph schickt mir sein

neuestes Werk; Laplace hat den Sternen einen anderen Lauf gegeben, und mein junger Freund Lapeyrouse will der Welt beweisen, daß man sie ganz umschiffen kann. Glück auf die Reise! ich fahre nicht mit!"

„O doch — wir fahren im Gedanken und auf der Karte überallhin mit!"

„Habe Alles nur durchgesehen, um mich zu orientiren! Durcharbeiten, con amore, genießen, wollen wir es miteinander."

Während Fräulein von Hohem und Hofrath Gervinus so miteinander der Rede pflogen, war es unten im Städtchen lebendig geworden. Die Fenster öffneten sich, und die Nachbarn traten in ihre Thüren — alles früher als sonst. Die Post hatte gestern Abend die Nachricht von dem endlichen Abschluß des Friedens gebracht: man war bewegten Herzens damit schlafen gegangen, und Mancher wollte nun bei seiner Morgenpfeife die wichtige Sache ausführlicher besprechen. Auf der Bank vor dem Gasthause und schrägüber vor der Apotheke war dazu der geeignetste Platz. Pharmaceuten und Wirthe sind allzeit die Orakel der kleinen Städte gewesen. Wenn man von den Letzteren mehr von Dem erfuhr, was in der Welt geschah, so wußteu

die Ersteren besser, wie man das Geschehene in's Auge zu fassen und zu beurtheilen habe. Die Neugierigsten fanden sich daher immer am ersten bei den Wirthen, die Wißbegierigsten am liebsten in der Apotheke ein. Heute aber trat die Gesellschaft von hüben und drüben zusammen, da ja heute mit Fug und Recht Neugier und Wißbegier Eins waren.

Wie überall im Reichslande, so auch hier war man mit seinen politischen Meinungen nicht ganz im Klaren.

Waren die Greuel des Krieges in Ostpreußen haarsträubend gewesen, so hatten die Bewohner dort ihre Leiden dem Feinde, den Russen, den Barbaren zuzuschreiben. Hier im Süden Deutschlands aber waren es die lieben Alliirten, die Franzosen, von denen das gemarterte Volk sein schrecklichstes Lied zu singen wußte. So zügellos hatten diese gewirthschaftet, daß die Klagen der Landstände aus den Friedensprotokollen gestrichen werden mußten, da Ludwig XV. mit seinem ganzen Zorn drohte, wenn der Scandal mit gedruckt würde, daß seine Offiziere keine Autorität und kein Ansehen den Soldaten gegenüber besäßen, und noch mehr, daß die große Mehrzahl dieser Offiziere der Mannschaft mit dem schmähligsten Beispiel voranging.

Von diesen Alliirten, diesen sogenannten Freunden, war der Garten Deutschlands verwüstet und gebrandschatzt worden. Und während dies geschah, hörte man von den Wundern der preußischen Disciplin, und wie es der preußischen Ueberläufer größte Klage sei, daß ihnen das Plündern — in Feindesland — so selten permittiret würde.

Man bewunderte den großen König; die Furcht vor ihm und seinem fabelhaften Kriegsheer war eine Scheu mit Ehrfurcht gepaart und ganz anderer Art, als die Furcht vor den Franzosen. Mit dem Herzen aber hing man doch an Oesterreich; und die Aureole des Leids, die mit dem Herrscherdiadem die Stirn der schönen Kaiserin Maria Theresia schmückte, hatte sie noch mehr zum Liebling des Volks gemacht. — Daß ein so armes, von der Natur als Stiefkind behandeltes Land, wie Preußen mit Einemmal die erste Rolle spielen sollte, weil zufällig der Weltgeist den Kopf seines Königs zum Wohnsitz erwählt hatte, wollte den Leuten nicht in den Sinn. Und doch waren Aller Gedanken vorzugsweise auf dieses Wunder gerichtet.

Wo drei zusammenstanden, wußte sicherlich Einer von den Heldenthaten des Preußenheeres oder von dem

Leben und Reden des großen Königs Wahres oder Erdichtetes zu erzählen. Tausende von Anekdoten zogen mit tausenden von Bildern des „alten Mannes mit dem Krückstock," der doch eigentlich noch kein alter Mann war, nach allen Weltgegenden hin, bis in die Türkei und Tartarei, wo man den alten Fritz so gut in seiner Hütte hängen hatte, als der schottische Laird und der englische Squire im waffengezierten, eichengetäfelten Familiensaal.

Heut' war die Versammlung der Männer vor der Apotheke des kleinen Städtchens, welches dem prächtigen Schloß Hartenstein zu Füßen lag, recht zahlreich. Das Gespräch über die gestern eingelaufene Friedensnachricht war aber noch nicht recht in Gang gekommen; nur ein paar schüchterne Randbemerkungen waren gemacht worden. Es fehlten noch die Persönlichkeiten, welche den Ton angaben, und die Gedanken in Fluß zu bringen pflegten. Der Herr Apotheker war persönlich durch ein wichtiges Recept in Anspruch genommen, welches eine besonders belebende Medicin gewähren sollte. Der Gastwirth verabschiedete sich so eben noch unter der Thürwölbung seines Hauses von einem Reisenden, der die Nacht unter seinem Dache

zugebracht hatte; und der Sohn des Apothekers, ein wegen Verwundung beurlaubter Krieger, war von seiner Recognoscirungs-Promenade am Brunnen und auf dem Markt, wo früh die hübschen Mädchen zu treffen waren, noch nicht zurück gekehrt.

Nachdem er seinem rüstig ausschreitenden Gaste noch einen Blick nachgesendet, fand sich jetzt der Gastwirth bei der nachbarlichen Gruppe ein. Man rückte auf der Bank zusammen, um ihm Platz zu machen. Der Apothekergehilfe stellte auch ein paar Stühle heraus; die jüngeren Männer standen im Kreise umher.

„Wer ist denn der Fremde?“ fragten Einige.

„Ein Landwirth aus den Hämmern.“

„So? — Hat er das in's Buch geschrieben?“

„Im Buch steht „Wolf“, bemerkte der Wirth, seine Pfeife stopfend und bei dem zunächst Sitzenden anzündend, „aber Unsereins erkennt die Leute an ihrem Habitus.“

Man blickte jetzt dem Fremden aufmerksamer nach. Derselbe hatte das Ende der aufsteigenden Straße erreicht und bog dort um die Ecke. Ein weiter Reitermantel von dunklem Tuche bedeckte seinen Anzug, vielleicht mehr um diesen vor Staub, als um den

Träger vor der Morgenkühle zu schützen. Ebenso schien der lederne Bundschuh ein Ueberschuh zu sein. Den Kopf bedeckte eine dunkle Mütze, wie sie Leute des Mittelstandes auf Reisen und auf dem Lande zu tragen pflegten.

„Ja — ja — daß er ein Feldtreter ist, der mehr auf den Weg und die Gegend als auf die Menschen schaut, das sieht man ihm an!" bemerkte Einer.

„Zudem," schaltete der Wirth ein, „ist sein Pferd aus dem gräflichen Gestüt. Solche Pferde giebt's sonst weit und breit in der ganzen Gegend nicht! Dafür haben die Franzosen gesorgt, die Alles nahmen, was sie nehmen konnten. — Die Schabracke des Thiers mit dem Gr. W. S. ist auch des Anschauens werth. Das wird Alles in den Hämmern gearbeitet."

Der Apotheker trat jetzt aus seiner Thüre und blieb, den Nachbarn einen „Schönen guten Morgen!" bietend, an der Schwelle stehen. Die Flasche, in deren Hals das soeben bereitete braune Tränkchen noch schäumte, hielt er in der Hand und schaute, schräg über die breite Straße hin, nach Jemand aus. Es dauerte auch nicht lange, da kam von dort drüben, aus einem engen Seitengäßchen heraus ein Frauen-

zimmer, dessen ganze Erscheinung im höchsten Grade auffällig war. Der phantastische Haarputz, die Flicken und Flecken auf dem verblaßten Kleide, die bloßen Füße, an deren ungleichen Bewegungen sie, den Kopf vornübergeneigt mit kindisch lächelnden Blicken hing, — Alles deutete auf eine Geistesschwache. Man sah es wohl, daß die Anwesenden seit Jahren an diese Erscheinung gewöhnt waren, denn Niemand beachtete sie, als sie über den Weg huschte.

Nur der Apotheker bot ihr einen guten Morgen und reichte ihr das Tränkchen.

„Morgen!" wiederholte sie kichernd und drückte die Flasche mit beiden Händen an die Brust.

„Sag' der Mutter, ich laß sie grüßen!"

„Grüßen!" wiederholte sie in derselben Weise und huschte, wie sie gekommen, nur rascher in das enge Gäßchen zurück.

Der Apotheker aber trat mit den Worten: „So alt die Geschichte ist, vergessen kann man sie nicht!" in den ihn erwartenden Kreis.

„Wie gut, daß sie nichts von ihrem Unglück weiß!" bemerkte ein Bürger mitleidig.

„Um so schwerer trägt die Mutter!"

„Wollen lieber nicht davon reden!"

„Nein! Nein! — Wovon war denn vorher die Rede? — von den Hämmern — ja! — — Man sollte wirklich den Frieden durch eine Lustfahrt dahin feiern. Mit Extrapost erreicht man sie in acht Stunden. Es soll ein wahres Wunder sein! Und das hat der junge Graf geschaffen, während alle anderen Landwirthe den Muth sinken und ihre Aecker brach liegen ließen."

„Es muß ein ganzer Mann sein!"

„Bei dem trifft der alte Spruch: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," durchaus nicht zu!"

„Doch! doch! nur ist der Stamm hier nicht der Vater, sondern die Mutter, die ein reiner Engel war."

„Von dem liederlichen Alten hat man also seit Anno 42 nichts mehr gehört!"

„Solches Unkraut geht dort zu Grunde, wo es hin gehört — auf dem Düngerhaufen! Wo's zu toll wird, hört der Unterschied zwischen Grafenblut und Volksblut auf. Der liebe Gott pflegt da auch ein Wort drein zu reden!"

„Erst recht!" rief der Schmiedemeister, der mit der Stimme wie mit dem Hammer dreinzuschlagen

pflegte. „Einmal muß überhaupt die Alfanzerei aufhören! Der große König läßt Bauer und Bürger recht gern gelten, wenn's nur tüchtige Leut' sind.

Das Wort vom „großen König" gab dem Gespräch die von Allen gewünschte Wendung. Und wie gerufen kam nun auch der Sohn des Apothekers den Weg vom Brunnen herab, auf seines Vaters Haus zu.

Der Arm, den der junge Krieger noch in der Binde trug, obgleich man wissen wollte, daß er schon völlig heil war, machte ihn den Mädchen interessant, und seines Vaters Geld den Müttern bemerkenswerth. Daß er bei den Kaiserlichen gedient und als Fourierschütz eines Hauptmanns von der Kriegskanzlei bei den letzten Affairen mit dabei gewesen, und munter und klug davon zu berichten wußte, gab ihm im Kreise der älteren Männer das Recht zu sprechen, während nach Sitte und Brauch der Zeit andere junge Leute in solcher Gegenwart den Mund nicht aufzuthun wagten.

„Also Frieden haben wir, Karl!" rief ihm der Wirth, seiner Mutter Bruder, entgegen. „Nun kannst Du Deine Bärenmütze in der Großmutter altes Spinde legen, brauchen wirst Du sie nicht mehr!"

„Das kann man nicht wissen, Oheim!" rief der

Soldat entgegen. „Trau, schau, wem! Die preußischen Blechmützen und die Todtenköpfe kriegen's Liegen nicht fertig!“

„Na! na! Die allein können sich doch nicht herumschlagen! Dazu gehören ihrer Zwei. Und der alte Daun wird sich hüten, die Schanzen von Schweidnitz noch einmal aufzuführen. Den Preußen widersteht doch nichts!“

„Wenn man sich das so vorstellt, wie sie unter Eurem Kugelregen, und beim Klang Eurer Janitscharen-Musik: Vivat Fridericus Rex! geschrien und so zu sagen auf allen Vieren da hinauf geklettert sind — und die Schanzen genommen und behauptet haben — der Verstand bleibt Einem stehen!“

„Und da hilft keine treue alte Reichsgesinnung und kein Herz für die Kaiserlichen! Man muß sie halt bewundern, diese Preußen!“

„Ja — und weil der Bravour nichts widersteht, drum haben sie Frieden gemacht!“

„'s denkt nit dran!“ rief der Soldat hitzig. „Mein Herr Hauptmann und die andern Herren, die die Bücher über die Kriegsgeschichte schreiben, müssen das besser verstehn! und ich hör' ihn noch — meinen Hauptmann

mein ich — wie er zu seinem General gesagt hat: „Excellenz! Wenn man diese Geschichte wahrhaftig, wie sie ist, aufschreiben wollte — die Geschichte von Schweidnitz hat er gemeint — so müßt' es so heißen: Ein gutes Pferd, ein gutes Maulwerk und zwei Augen, die den Teufel selber todt blicken können, haben die Preußen bei Schweidnitz zum Sieg gebracht!" Und daß mein Herr Hauptmann Recht gehabt hat, sieht ein jedes Kind ein, wenn es nur weiß, wie's gewesen ist!"

„Na — wie ist's denn gewesen?" fragten die Zuhörer in großer Spannung.

„So ist's gewesen," rief der junge Mann, „daß die Russen am Tag von Schweidnitz Maulaffen feil g'habt und zug'schaut haben, anstatt uns Kaiserlichen zu helfen, wie's die Katharina doch ausdrücklich befohlen gehabt hat!"

Er erzählte nun — im Ganzen nicht unrichtig — jenen nächtlichen Hergang im Zelt des Königs, und wie von einer Minute Verzögerung des Boten, oder von der Weigerung Tschernitscheffs, sich zum König zu verfügen, Sieg oder Niederlage des preußischen Heeres, Leben oder Tod Friedrichs abgehangen.

„Da habt Ihr Herren: Zum Ersten das gute

Pferd, das mit dem keckſten Reiter im Sattel durch die Nacht hinſprengt, als ob ſeine Hufe Flügel wären: da denkt Euch zum Zweiten des Reiters Maulwerk; denn das kann man ſich doch an den Fingern abzählen, daß das keine gewöhnliche Red' ſein kann, mit welcher der Mann, der nicht einmal Zeit gehabt hat, ſeinen Teufelsritt zu verſchnaufen, einen ruſſiſchen General beredt, daß er standapede zu dem von ſeiner Czarin als Feind gehaßten König kommt, anſtatt beim Reveil ſeinen Truppen die neue Ordre zu proclamiren! . . . Und jetzt zum Dritten: die zwei Königsaugen. Denn es ſteht feſt, daß der König zum General nichts weiter geſagt hat als: Thu Er mir den einzigen Gefallen, die Ordre noch drei Tag in Seiner Taſchen zu behalten! Stell Er am Schlachttag ſeine Truppen auf, und ſchau Er zu, und laß Er ſie auch zuſchauen!" Aber dabei hat der alte Fritz den Ruſſen mit ſeinen blauen Augen immerfort ſo angeſchaut, daß Der auf die Knie g'fallen iſt, ihm die Hand geküßt und geſagt hat: „Und wenn mich die Czarin viertheilen läßt, ich kann Euer Majeſtät nicht widerſtehen! Machen Sie mit mir, was Sie wollen!" — — Na — iſt das klar?!"

Alle blickten verwundert — Niemand ſetzte etwas

entgegen. Nur ein sehr alter Mann zog die schwarze Tuchmütze vom kahlen Scheitel, faltete die Hände drüber und sprach mit zitternder Stimme:

„Klar ist nichts, wo der Teufel mit im Spiel ist!“

Jetzt zum Erstenmal nahm der Apotheker das Wort.

„Und warum der Teufel, alter Vater? Warum nicht der liebe Gott?“ fragte er.

„Wie sollt' unser Herrgott Einem beistehen, der sich nichts aus Ihm macht?“

„Das sagen dem alten Fritz nur seine Feinde nach, und es ist nicht wahr!“ sagte der Apotheker, warm werdend. „Wie er aus Schlesien zurückkam, und allem Empfangsspectakel aus dem Wege ging, war es das Erste, daß er sich in seiner Schloßcapelle in Charlottenburg ein Tedeum von seinem Hofcapellmeister Graun aufführen ließ. Und da hat er den Kopf auf die gefalteten Hände gelegt, und hat für seine Todten gebetet, und um sie geweint. Das Kriegshandwerk bringt es mit sich, daß die Soldaten oftmals den Teufel im Mund haben, und mehr sakramentiren als gut ist, aber manch' Einer von ihnen denkt bald darauf, daß jeder Augenblick sein letzter sein kann, und hat dabei Gott tiefer im Herzen sitzen als tausend Andere,

die seinen heiligen Namen viel auf den Lippen führen! — Was mein Sohn von den blauen Augen sagt, ist richtig. Ich bin in Berlin gewesen, und habe den König auf der Wachtparade in Potsdam ganz in der Nähe gesehen, und er hat mir einen Heidenrespect eingeflößt. Ich war früher auch nicht preußisch gesinnt, und mein Herz hängt noch an unserer schönen großen Kaiserin, aber ich weiß doch seitdem, daß es eben mit dem Preußen-König eine große Bewandtniß hat!"

Als der Apotheker zu Ende gekommen, blieb es eine Weile ganz still. Dann drängte es aber Einen, der mit seinen Gedanken nicht über das Pferd und das Maulwerk des nächtlichen Königsboten hinausgekommen war, zu fragen, wie jener Bote geheißen habe?

Manchen Anderen war es auch nicht unlieb, von einer Begeisterung, die sie nicht theilten, abzukommen. Die ausgesprochene Frage fand daher Anklang, und die Blicke Aller richteten sich wieder auf den Sohn des Apothekers.

„Ja das," entgegnete dieser achselzuckend, „ist leider nicht bekannt geworden. Es soll ein ausländischer junger Edelmann gewesen sein, mit dem der König schon früher wegen landwirthschaftlicher Ver-

besserungen im brieflichen Verkehr gestanden. Man sagt, der König habe sich von dem Fremden eben eine neue Art, die Aecker zu bestellen, erklären lassen, als — es war spät in der Nacht — der Courier mit den Hiobsposten aus Petersburg ankam. Der König soll zuerst nach dem gewissen Ring gegriffen haben, wo das augenblicklich tödtende Gift darin ist. „Jetzt ist Alles aus!" sagte der Teufelscommandeur von den Todtenköpfen, der alte Ziethen. Aber — „Nichts ist aus!" spricht dann wieder der König — und setzt sich zum Schreiben. Und jetzunder fliegen die Couriere nach allen Seiten. Zuletzt sahen die draußen wartenden Generäle auch den unbekannten Edelmann fortreiten. . . . Später — als alles längst vorbei war, und die Katharina sich — das ist auch noch so ein apartes Wunder — urplötzlich in die beste Freundin des erst so bitter gehaßten Königs verwandelte — wollten sie durchaus die ganze Tschernitscheff'sche Geschichte todtschweigen. Wir aber wissen's eben so gut, wie die Eingeweihten des Königs drüben, daß eigentlich doch jener unbekannte Edelmann die Ursache ist, weshalb auch diesmal die Preußen wieder in's Oberwasser ge-

kommen sind! . . . So an die Kehle gegangen war's ihnen aber früher nie!"

Die angesehenen Bürger des Städtchens standen an diesem Morgen noch lange beisammen, um das wichtige Ereigniß des Friedensabschlusses zu besprechen. Des Wanderers hatten sie längst vergessen, der in so schlichter Kleidung und ohne die geringste, in die Augen fallende Eigenthümlichkeit in Haltung und Bewegung, an ihnen vorbeigegangen war.

Daß derselbe ein Landwirth sei, darin mußte der Wirth wohl Recht haben; denn wie er so den Weg hinauf nach dem Schlosse ging, — diesen schönen, zwischen Wiesen, Weingärten und Gebüschen in zierlichen Windungen aufsteigenden Weg — wurde sein Auge nicht müde, die Wunder des Frühlings auf Schritt und Tritt zu belauschen. Alles grünte; überall zeigten sich schon die kleinen Knötchen, in denen die Blumenblätter ungeduldig des Augenblicks harren, wo sie die Zelle sprengen, und ihr kurzes Anrecht auf Sonnenlicht und Luft geltend machen können. Langsam fing auch die Thierwelt aus ihrem Winterschlafe zu erwachen an. Alles zur Zeit; alles nach dem Gesetz, das keinen Wandel kennt.

Der Wanderer war so vertieft in dieses Frühlingsleben rings um ihn her, daß ihn der laute und ungestüme Gruß eines alten Freundes beinah erschreckte.

Unsicher und nicht ohne Mißtrauen hatte ihn Dieser aus der Entfernung erst eine Weile beobachtet. Im Moment, da er ihn erkannte, war er auch im gestreckten Lauf dem Ankömmling entgegengestürzt, und an ihm emporgesprungen.

„Ungezogener Bursche! Schickt sich das? Mores! Da! Ganz still!“

Er brauchte es nicht zweimal zu sagen; er hätte sich sogar das „Da!“ und „Ganz still!“ ersparen können. Denn schon bei dem Worte „Mores!“ lag Lord Puck ihm wie leblos zu Füßen, nur der treue Blick war gespannt auf ihn gerichtet, und nur, als er vorbeischritt, und ihn nicht mitnahm, fing das schöne Thier zu winseln an, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren.

Da wandte sich der strenge Freund herum und winkte mit der Hand.

O wie rasch — aber auch wie manierlich kam Lord Puck heran! Wie wogte der schöne Fächerschwanz von glänzendschwarzem Haar hin und her, während

die klugen Augen so deutlich fragten, „was soll ich thun?“

Der Fremde stand jetzt auf der Schloßterrasse, wo die Fontaine sprang, sonst aber Alles still war. Er blickte den Hund, der seines Befehles aufmerksam harrte, freundlich an, wies dann mit der Rechten nach dem Schlosse hinauf und sagte:

„Geh! Melde mich dem Herrn Hofrath Gervinus!“

Lord Puck sprang auf, sah aber, anstatt sogleich zu gehorchen, unruhig nach dem Kleide des Fremden, und als der sich den Anschein gab, als verstehe er ihn nicht, hob Lord Puck die rechte Tatze und legte sie sanft auf die Seitentasche des Kleides.

„Richtig! Nicht ohne Legitimation!“

Zwei Minuten später scharrte es an der Bibliothekthüre. Der alte Lehrer und die heimgekehrte Schülerin waren aber schon so in einen Commentar zur Physiognomik Lavaters vertieft, daß das Scharren ungeduldiger wiederholt werden mußte, ehe Sophie aufstand, um die Thüre zu öffnen. Eine Karte im Maul lief Lord Puck an ihr vorbei, auf den alten Herrn zu.

„Was seh ich — Wolf!“ rief dieser und eilte mit ausgebreiteten Armen dem entgegen, der dem vier=

füßigen Boten unmittelbar gefolgt war. „Mein lieber Wolf! — Man sagt gewöhnlich, ein Unglück kommt nie allein! Ich erfahre heute, daß auch das Glück gesellig ist!"

Der alte Herr war in der größten Bewegung. Und als er vollends die liebe Stimme hörte, und von dem Ankömmling mit den innigen Worten: „Vater Gervinus, wie freue ich mich, Sie endlich wiederzusehen! und Sie so wohl und munter anzutreffen!" begrüßt wurde, da rief er wie außer sich: „C'est plus fort que moi!" und weinte Freudenthränen an der Brust des jungen Mannes.

Sophie fühlte wohl, daß ihre Anwesenheit, daß überhaupt ein Dritter hier zu viel war. Da aber diese innige Begrüßung der beiden Männer unmittelbar an der Thüre stattfand, blieb ihr nichts Anderes übrig, als sich so leise wie möglich zurückzuziehen. Mit getheiltem Herzen und gesenktem Kopf folgte ihr Lord Puck zu einer Abtheilung der Bücherreihen, deren grüner Vorhang zurückgeschlagen war. Lord Puck liebte die drei hier Anwesenden sehr, doch schien es ihm nicht zu behagen, daß der alte Herr sich des jungen Herrn so ganz allein bemächtigte. Dieser Letztere wieder,

der beim Eintreten Sophien bemerkt und sich, wenn auch nur flüchtig gegen sie verbeugt hatte, gab dem alten Freunde jetzt einen Wink, daß sie nicht allein seien.

„O!“ rief der alte Herr. „Fräulein von Hohem verzeiht es mir gewiß, daß ich in der ersten Freude des Wiedersehens sogar ihrer lieben Anwesenheit vergaß!“

Sophie trat sogleich auf die beiden Herren zu, die sich ihr jetzt rasch näherten, und grüßte unbefangen Denjenigen, den ihr der Hofrath mit den Worten vorstellte:

„Mein gnädiges Fräulein von Hohem, ich habe die Ehre, den Grafen Wolf Roneck von den Hämmern, meinen geliebten jungen Freund und ehemaligen Zögling, Ihrer Gewogenheit zu empfehlen!“

Der Name der jungen Dame schien dem Grafen aufzufallen. Es war, als wollte er sich dabei auf Etwas besinnen, und dann — als wäre ihm dies auch gelungen — während Sophie sehr einfach bemerkte, „sie glaube zwar schon von den Hämmern gehört zu haben, von dem Herrn der Hämmer aber noch nicht.“

Darauf sagte Graf Roneck mit einem Blick auf sein dunkles Tuchkleid:

„Hätte ich ahnen können, in diesen gelehrten Räu-

men eine Dame zu finden, ich würde es nicht gewagt haben, mich so im Sonntagsrock des Ackerbauers hier zu präsentiren."

„Wir sind gewohnt, im Hartensteiner Paradiese überhaupt, und in diesen Räumen, welche dem Verkehr mit großen Geistern geweiht sind, insbesondere, des äußerlichen Schmuckes zu vergessen," entgegnete Sophie. Zum Hofrath gewendet, fügte sie dann im herzlichsten Tone hinzu:

„Sie werden es mir sicher Dank wissen, wenn ich Sie jetzt verlasse, damit Sie Ihre freudige Ueberraschung recht ausgenießen können!"

Mit einer Verbeugung gegen den Grafen eilte sie der Thüre zu; doch der junge Cavalier kam ihr zuvor, um sie zu öffnen. Seine Füße berührend, rieselte ihre Schleppe an ihm vorbei, als sie die Bibliothek verließ.

„Sonderbar!" murmelte er halblaut vor sich hin, als die hohe Flügelthüre hinter ihr in's Schloß fiel.

„Sonderbar? Was erscheint Dir sonderbar?" fragte der alte Herr, wie aufgeschreckt aus dem Nachdenken, in das er versunken war, während der Höf-

lichkeitsaustausch zwischen seinem jungen Freunde und Sophie stattfand.

Graf Roneck, dem der plötzliche Wechsel in der Stimmung seines verehrten Lehrers und Freundes völlig entging, durchflog mit raschen Schritten den Raum zwischen der Thüre und dem Fauteuil des Hofraths, und drückte Diesen mit sanfter Gewalt in seinen bequemen Studien- und Sorgenstuhl. Eben so rasch war ein zweiter Stuhl daneben hingestellt, auf dem der erst so froh begrüßte und jetzt so sorglich betrachtete Besucher Platz nahm.

„So! und nun den Arm eingeschlungen und mit der andern Hand die Ihrige gestreichelt oder festgehalten, wie der kleine Wolf es einstmals zu machen pflegte, wenn er ein wenig über die Stränge gehauen hatte, und Schelte oder Strafe durch aufrichtiges Bekenntniß abwenden wollte!

So scherzend diese Worte klangen, dem alten Herrn, dem selbst gar ernst zu Muthe war, schien es doch, als ob sie nur die absichtlich gewählte Einleitung sehr ernster Mittheilungen wären. Diese Voraussetzung gewann noch an Bestimmtheit, als Graf Wolf, anstatt sogleich auf die Hauptsache — sein

plötzliches Erscheinen -- einzulenken, einen Nebenweg einschlug.

„Denken Sie nur, Vater Gervinus! Vor etwa einem Jahr — ich kehrte eben von einer größern Reise nach den Hämmern heim, und hatte den Kopf voll Gedanken, und alle Hände voll zu thun — erhielt ich mit anderen, wichtigeren Briefen, auch einen Brief von einem Universitätsfreunde. Er enthielt die Bitte, in den Frankfurter Hofkreisen Erkundigungen nach einer jungen Dame von Stande einzuziehen, und namentlich in Erfahrung zu bringen, in welcher Fürstin Dienste sie getreten, und welches ihre Stellung sei. Der gute Hermann Leonhard meinte offenbar, ich brächte mein Leben auf dem Parquet der Höfe zu. Jenen Brief nun, Vater Gervinus, hatte ich von dem Moment, da ich ihn gelesen, bis heut, wo sie mich Fräulein von Hohem vorstellten, total vergessen. Wie sonderbar, daß ich bei dem ersten Schritt, den ich an einen Hof mache, gerade mit der Dame des Briefes zusammentreffen muß!“

„Mein lieber Wolf, so interessant dieser Zufall ist, in diesem Augenblick muß uns eine weit wichtigere Frage beschäftigen: Warum kommst Du denn nach

dem Hartenstein? Warum schriebst Du mir nicht, zu Dir zu kommen, wie wir es in allen diesen Jahren, seit ich Dich Dir selbst überlassen mußte, zu Folge eines festen Uebereinkommens gehalten haben? Du weißt, die Fürstin verweigert mir diesen Urlaub nie! Hier bin ich nicht Herr meiner Zeit!"

„Die Meinige drängte!" entgegnete Graf Wolf gelassen. Es galt — zum ersten Male in meinem Leben — einem Andern den Rang abzulaufen! Unter den Mittheilungen Ihres letzten Briefes stand auch die, daß die Fürstin Sie beauftragt habe, einen Hofcavalier für sie zu engagiren."

Der Hofrath sah den jungen Grafen verwundert an. „Kennst Du Jemand, den Du mir empfehlen möchtest? der sich besonders dazu eignet?"

— Was die Stellung erfordert und verlangt, wird sich mehr oder minder wohl ein jeder Neueintretende erst aneignen müssen. Ich weiß aber Einen, der sehnlichst wünscht, als Hofcavalier der Fürstin mit Ihnen auf dem Hartenstein zu leben!"

„Wer ist es?" fragte der Hofrath gespannt.

— Graf Wolf Eberhard Roneck von den Hämmern."

„Du! Unmöglich! Wolf — Du scherzest!"

— Mir war noch nie so ernst zu Muthe!"

„Du wolltest — Dein theures Landleben — die Früchte achtjähriger, beispiellos angestrengter Thätigkeit aufgeben, Deiner zu vollstem Gedeihen emporgeblühten Schöpfung — den Hämmern wolltest Du den Rücken kehren, um — — hier — müssig zu sein!"

— Müssig kann ich so wenig sein wie Sie, mein väterlicher Freund und Lehrer! Müssig — sagten Sie mir oft — als ich noch ein halbwilder Knabe war — sind nur Worte über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind. . . Die Hämmer sind auf zehn Jahre verpachtet! Der Contract in aller Form Rechtens abgefaßt und unterzeichnet."

„Verpachtet? Deine Hämmer? Deine weit und breit berühmte Musterwirthschaft? Verpachtet, an wen?"

— Eben als Musterwirthschaft, als landwirthschaftliche Schule an König Friedrich von Preußen."

Der alte Herr lehnte sich tief in seinen Armstuhl, der ihm jetzt in der That zum Sorgenstuhl geworden war, zurück. Er sprach lange kein Wort, aber seine Augen ruhten forschend auf dem Angesicht des Pflegesohnes. Dieser mochte wohl Lord Puck beneiden, der Keinem Rede zu stehen brauchte, denn er hob den Blick

nicht eher von dem dunkelbraunen Kopf seines Lieblings, als bis der alte Herr ihn wieder anredete.

„Wolf! Ich weiß, was die Hämmer Dir sind, wie Dein ganzes Herz an den Räumen des Hauses, in dem Deine edle Mutter wandelte, an der geweihten Stelle, wo ihre Asche ruht, und — mit vollstem Recht — an Allemdem hängt, was Dein Kopf und Deine Hände für den theuren Ort gethan haben! Darum kann ich auch ermessen, daß es gewichtige Gründe sein müssen, die Dich zu dieser Trennung treiben."

Der alte Herr schien eine Antwort zu erwarten; da aber außer einer zustimmenden Kopfbewegung keine erfolgte, fuhr er mit unruhiger Stimme fort:

„Du hast den Werth der Besitzung verdoppelt; kein Mißjahr hat die Früchte Deines rastlosen Fleißes geschmälert; die sich stetig mehrenden Einkünfte haben Dich in den Stand gesetzt, die auf den Gütern haftenden Forderungen zu tilgen — was nöthigt Dich plötzlich, Dein Erbe auf so lange Zeit Fremden Preis zu geben?"

— Es ist eine neue Schuldforderung geltend gemacht, deren Deckung aus eigenem Vermögen mich der Mittel zum Betriebe der Hämmer berauben, mich also

ruiniren würde. Das Pachtangebot, das ich unter anderen Umständen entschieden zurückgewiesen hätte, bescheert mir der gütige Himmel als Rettungsanker. Meinem Pächter stehen große Betriebsmittel zu Gebot, und mir dient die sichere hohe Pacht zur Abtragung der Schuld. Das Gut wird von preußischen Beamten, den gewissenhaftesten der Welt, nicht ausgebeutet, sondern gehoben werden, des bin ich sicher. Ich aber lebe, wenn mein Plan ganz gelingt, während dieser Zeit in der nächsten Nähe des theuersten Freundes, den ich besitze, von dem Gehalt, den eine Fürstin, die Sie mir als eine der erhabensten Frauen unserer Zeit schildern, ihrem Hofcavalier geben wird."

Auf den Zügen des alten Herrn malte sich die äußerste Unruhe. Der unsichere Blick, den er jetzt auf seinen Pflegesohn warf, sprach sogar einen Schatten von Zweifel gegen die Richtigkeit seiner Angaben aus, und der Ton, mit dem er die folgende Frage an ihn stellte, gemahnte diesen an die einstmalige Strenge des Lehrers, der von ihm in jeder Beziehung stets das Höchste gefordert hatte. — „Wird Graf Roneck dem Hofrath Gervinus endlich das Geheimniß dieser neuen Schuldforderung erklären?"

— Gott bewahre!" rief der junge Mann aufstehend und einige Schritte zurücktretend mit fingirtem Pathos. „Was Graf Roneck dem Hofrath Gervinus, dem Chef des Hofstaates Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin von Hohenlohe-Holstein-Plön vorzutragen hat, besteht nur in der Bitte um die gewogene Fürsprache Seiner Hochedeln bezüglich der ad notam genommenen Anstellung. . . . Anderweitige, ausführliche und wahrhaftige Erklärungen über seine Privatangelegenheiten giebt der „Graf" dem „Hofrath" nicht! . . . wohl aber Wolf der Pflegesohn seinem hochverehrten Pflegevater, der zugleich sein größter Wohlthäter auf Erden ist."

Hier nahm der Sprechende seinen Sitz neben dem alten Herrn wieder ein, und bemächtigte sich auch der Hand wieder, die ihm entzogen worden war.

„Weg mit diesen Falten von Ihrer Stirn, mein Vater! Hören Sie, wie Alles zusammenhängt, und stimmen Sie mir dann bei, wenn ich sage: Das Geringste, was ich thun kann, um solches Glück im Unglück zu verdienen, ist — daß ich es freudigen Herzens anerkenne!"

Lange saßen die Beiden noch beieinander, und überzeugend mußte die Rede des Jüngeren sein. Denn

bald schwand aller Zweifel aus dem Blick des alten Herrn, der jetzt wieder mit Stolz an seinem Schüler hing. Ganz wollte die Unruhe jedoch nicht aus den Zügen des Hofraths weichen, und sie steigerte sich zur Zaghaftigkeit, als er gegen halb zwölf desselben Vormittags im kleinen Salon erschien, um seine Fürstin zu begrüßen.

XI.

Eine Begnadigung in der Bibliothek.

Fräulein von Laroche sollte von der Ankunft ihrer hohen Gebieterin erst benachrichtigt werden; die Frau Hofmeisterin hatte sich schon beim Lever präsentirt; und Fräulein von Hohem war nur einige Augenblicke anwesend, um sich dann sogleich an ihre Arbeit zu begeben.

In gehobener Stimmung reichte die Fürstin dem alten Freunde die Hand zum Kusse, aber die Befangenheit in seinem Benehmen und die Bewegung in seiner Stimme fielen ihr sogleich auf.

„Mein lieber Hofrath, sind Sie unwohl? oder ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?“

„Ich bin so wohl, wie es mein Alter nur immer

gestattet, und unter Euer Durchlaucht edlem Dache ist mein Glück weit über mein Verdienst gesichert! . . . Ja — der heutige Tag ist sogar ein doppelter Freudentag für mich! . . . Denn — es ist mir heute nicht nur vergönnt, meine durchlauchtigste Fürstin wieder hier zu begrüßen — sondern — —"

Der alte Herr stockte; — wie ein schüchterner Knabe senkte er, vor dem fragenden Blick seiner Herrin, die Augen zu Boden.

„Sondern —" wiederholte diese mit Spannung in der Stimme, gleich als ahnte ihr, daß die Worte, die nun folgen sollten, ihr eine unangenehme Nachricht verkünden würden.

Da half dem alten Herrn ein überquellendes Gefühl der Liebe für den Träger des Namens, der in diesen Räumen ein verpönter Name war, über die Schranken der Etiquette und die Angewöhnung höfischer Unterthänigkeit hinweg. Das Bewußtsein höherer Pflicht kam über ihn, und so sagte er, das schneeweiße Haupt erhebend, mit einem vollen, festen Blick auf die Fürstin:

„Durchlaucht! Ich habe diesen Morgen Den in meine Arme geschlossen, den Gott meinem Herzen an Sohnes statt geschenkt hat!"

Die Fürstin trat zurück. Auf den stets so klaren Spiegel ihres Antlitzes legte sich ein tiefer Schatten, der sich mehr und mehr verdunkelte. Wie frostig klang es, als sie endlich mit sichtlicher Anstrengung die Frage hervorbrachte!

„Warum haben Sie nicht Urlaub verlangt, Hofrath Gervinus? Sie wissen, daß ich Ihnen diesen nie verweigere!"

„Durchlauchtigste Fürstin, die Ankunft meines Pflegesohnes war eine völlig unerwartete."

„Er blieb doch sonst dem Hartenstein fern!"

„Wie allem Hofleben, Durchlaucht, das mit seinen landwirthschaftlichen Beschäftigungen und mit der äußersten Oekonomie, die er sich zur Pflicht gemacht, nicht in Einklang zu bringen war. — Nie hat er von mir erfahren, daß sein schuldloser Fuß den Boden brennenden Hasses betreten würde, wenn er sich hierher verirrte!"

„Gervinus!"

„Durchlaucht! Ich weiß, daß ich in diesem Augenblick die Hauptbedingung meiner Aufnahme in Ihre Dienste verletze! Zugleich fühle ich aber auch lebhafter

denn je in den verwichenen zehn Jahren, daß es damals eine Feigheit von mir war, diese Bedingung einzugehen. Wie schwer sich auch der unwürdige Vater meines Zöglings an Ihrem fürstlichen Hause vergangen hat — der Sohn weiß nichts von seines Vaters Thaten, und Nichts an ihm und in ihm mahnt an Jenen! Wolf's Mutter war ein Engel und aus einem von Gott gesegneten, tugendreichen Geschlecht. Aeußerlich und innerlich ist Wolf Blut von ihrem Blute, ein echtes Kind — ihres Hauses — bis auf den Namen! Den freilich muß er tragen mit den Flecken, die sein Vater darauf gebracht. . . . Es war der edlen Gräfin Wille, daß er in Unwissenheit über den Charakter des verschollenen Vaters bleibe, der hoffentlich im Schlachtgewühl einen ehrlichen Tod fand! — Das Einzige, was ihm nicht verschwiegen bleiben konnte, als er mit zwanzig Jahren das Erbe seines Hauses antrat, sind die Schulden des Vaters, welche darauf lasteten. — Sollte seine Mutter — sollte ich ihm sagen, daß er, dem er das Leben verdankte, nicht nur ein Verschwender, sondern ein Verworfener war?! Sollten wir ihm beim Beginn seines schweren Werkes die sonnige Heiterkeit des Gemüthes rauben, mit der

Gott ihn so wundersam begnadet hat? . . . Durchlauchtigste Fürstin! Ich habe zehn glückliche Jahre mit stündlich wachsender Verehrung und Anhänglichkeit für Ihre erhabene Person in Ihrem Dienste zugebracht! Glücklich in Ihrer alles belebenden Gegenwart, und glücklich, wenn ich zu meinem Wolf nach den Hämmern fahren, seine Thätigkeit mitanschauen, und mich mit Staunen der überraschenden Erfolge seines schöpferischen Strebens freuen konnte. Aber Eines, Durchlaucht, fiel mir oft bitter schwer unter Ihrem herrlichen Dache! Daß ich nie von meinem geliebten Herzenskinde mit Ihnen sprechen durfte! Daß ich — um nur in seiner Nähe zu bleiben — den Pact unterschrieben hatte, der ihn hier todtschwieg, der ihn, den edelsten und würdigsten jungen Mann, welchen ich kenne, wie einen Verbrecher verurtheilt und von hier verbannt!"

Während dieser eifrigen, ja feurigen Rede des alten Herrn, welche die Fürstin, auf ihrem Audienzfauteuil sitzend, gesenkten Blickes angehört, war es ihr gelungen, sich zu fassen und vielleicht einen Anfang stiller Einkehr in sich selbst zu halten. Gehörte sie doch zu den feinbesaiteten Naturen, die sich in das Weh

wie in die Wonne Anderer hineinzufühlen verstehen, und auch vor einer Selbstanklage nicht zurückschrecken, wenn sie dadurch in die Lage kommen, Jemandes Wohlergehen zu fördern.

„Ich sehe wohl, lieber Gervinus!“ sagte sie nun zu dem ehrerbietig vor ihr Stehenden, „daß die Eisdecke des Schweigens, unter der ich diese Reminiscenzen für immer begraben wollte, sich nicht zum ewigen Gletscher verwandeln lassen will! Barrez une porte aux misères de la vie, elles reviennent par l'autre!“ bei diesen Worten erhob sie sich.

„Kommen Sie, alter Freund! Wir wollen nach der Bibliothek — in unsere heiligen Hallen gehen! — Wo man die Nähe der größten Geister fühlt, schämt man sich — klein zu sein!“

Rascheren Schrittes als gewöhnlich ging die Fürstin voran; gehobenen Hauptes folgte ihr der alte Herr nach. Er sah es wohl, wie der Sonnenblick himmlischer Güte die Eisdecke geschmolzen hatte, welche eine Herzensfalte der herrlichen Frau bedeckte.

Zum Erstenmal seit einundzwanzig Jahren wurde der von dem Vater der Fürstin verfluchte, von ihr selbst bitter verabscheute, durch ein Hausgesetz verpönte

Name Roneck innerhalb der Mauern des Schlosses Hartenstein wieder genannt, und was mehr — von der fürstlichen Schloßherrin selbst — der jetzige Träger dieses Namens in Audienz empfangen.

XII.

Aus dem Paradiese.

Schloß Hartenstein, 20. Mai 1763.

„Meine geliebte Henriette!

Die so sehr ersehnten Nachrichten von Euch haben mich hoch erfreut! Du liebe, süße Maid Athens mit den herrlichen Gliedern, dem Profil der Grazien, den sanftblickenden Augen und prächtigen Haarzöpfen, dem Schwanenhalse und dem biegsamen schönen Körper! Mit allem Aufgebot meiner Kräfte habe ich versucht, mit Stift und Wasserfarben Dein Conterfei zu gewinnen. Natürlich weit gefehlt! Auch die Fürstin lächelt über die undankbare Mühe, welche ich mir gebe. Allein ist es nicht schon eine Genugthuung, indem ich auf Aehnlichkeit sinne, Dich in Gedanken fest vor mich hinzuzaubern in Deiner herrlichen Schönheit,

mit Deiner hochherzigen Gesinnung, Du deutsche Frau in griechischer Gestalt?

Die Fürstin erfreute sich mit mir an Deiner sprudelnden Heiterkeit, und lobt Deinen Gatten als meinen zuverlässigen Freund. Deine Schilderungen und Metaphern haben meiner Durchlauchtigsten sehr gefallen, und darum, und weil nichts, was von Dir kommt, mich verdrießen kann, übersehe ich auch den Schritt über unser Abkommen hinaus, den Du — aus Freundschaft für mich gethan hast. Ich für meinen Theil, wenn ich an jenes — meinem Gefühl nach — Längstvergangene erinnert werde, empfinde nur eine mit Beschämung gepaarte Verwunderung darüber, daß ich mich so flüchtigen, äußerlichen Eindrücken in solcher Weise habe hingeben können! . . Aber vielleicht war der große Irrthum und die rastlose Unruhe und Verwirrung in jener Jugendperiode nöthig, um die selige Ruhe vorzubereiten, die mich jetzt so ganz erfüllt.

In dem bunten Gesellschaftsgewühl Frankfurts wurden meiner Fürstin große Elogen über mein streng zurückhaltendes Benehmen gegen die sogenannten Eroberer aller Frauenherzen gemacht. Ich mußte lächeln über dieses unverdiente Lob! Was sie retenue nannten,

ist nichts als diese Ruhe! Sie ist mir nun schon zur zweiten Natur geworden. Glaube mir, mein holdes Jettchen! Ich könnte nun nicht mehr anders! Schöne Männer sind für mich genau so wie schöne Frauen, Bilder und Statuen, an denen ich als Kunstdilettantin die Linien messe und bewundere. „Impressionirt“ werde ich überhaupt hier selten von Etwas; am Allerwenigsten von diesen Schönheiten, wo man Puder, Schminke und mouches erst weg, und etwas Natur dazu denken muß. — Ich habe in meiner zartesten Jugend so große Natureindrücke empfangen, daß mir eigentlich wenig mehr imponirt. Wer das Meer in allen Phasen seiner Herrlichkeit, vom wildesten Sturm bis zum leisen Wonnegemurmel der Wogen unterm Kuß des Sonnenstrahls gesehen hat, dessen Herz sehnt sich nach großen Horizonten. Wo könnten sich ihm größere öffnen, als in der Kunst, und in der Wissenschaft? Hier suchen und finden Gervinus und die Fürstin ihre höchste Befriedigung. Ich arme Laiin strebe ihnen nach, und schaue über den Blättern, die wir lesen, hoch oben, einen Kreis erhabener Menschen, die erst sich selbst, und dann der Welt, der Vollendung höchste Kunstgesetze geben.

Viele, die ich in diesem sublimen Kreise sehe, leben als unsere Zeitgenossen, wenn nicht mit uns, so doch für uns und die kommenden Geschlechter! So der große König! Dein König, meine Henriette! Und, wenn ich bedenke, daß mein Vater ihm gedient hat und unter seinem Scepter leben und sterben wollte, so auch mein König, obgleich meine Eltern Süddeutsche waren und meine eigentliche Heimath das Meer ist! O Thalatta!

Doch nun zu den Thatsachen, meine einzige Freundin! Wir sind ja seit März wieder hier in meinem Paradiese! Ich weiß nicht, was meine Fürstin für den Spätsommer vor hat! aber jetzt ist unser Leben eine wahre Sonntagsfeier. Selten stört uns ein Besuch! Das Alles hat der Frieden gemacht. Denn nun will Jeder aus der großen Gesellschaft „sein Leben wieder genießen!“ So steht es beinah in jedem Briefe, den die Herrschaften an meine Fürstin schreiben. Als ob sie es während des Krieges nicht auch genossen hätten! Aber nun geht es in die böhmischen und französischen Bäder, und an die See. Glück auf die Reise!

Zu schreiben habe ich darum doch viel, ja oft

mehr als sonst, wenn auch weniger wichtigen Inhalts. Die Fürstin liebt es stets au courant der Tagesereignisse zu sein und pflegt, nebenbei gesagt — bei ihrem männlich klaren Urtheil dann mehr zu wissen als Jene, die ihr Nachricht geben. Es kommen deshalb häufig Fragen, und so reißt die Correspondenz nie ab. Meine Uebung in den vier Sprachen, wie im Ausführen der Notizen meiner geliebten Herrin wird immer größer, während meine Mühe kleiner wird. Ich fühle, daß ich der Fürstin stets unentbehrlicher werde, und Du kannst Dir meine Freude, ja meinen Stolz darob vorstellen.

Nur die Correspondenz mit der Czarin besorgt die Fürstin seit einiger Zeit selbst. Darum befürchte ich fast, daß nach dieser Richtung hin irgend etwas im Werke ist, was uns wieder aus unserem Paradies entfernt. Wenn es nur nicht eine Reise nach St. Petersburg wäre! Doch nein! Das wird es nicht sein! Hörte ich doch öfters von meiner Fürstin die Aeußerung: „Dahin setze ich meinen Fuß nicht wieder!" und sie ist sich in Allem so treu!

Meine Vermuthung, daß ihr ein größerer Reiseplan vorschwebt, wird übrigens durch den Umstand

bestätigt, daß die Fürstin einen Hofcavalier angenommen hat.

Hofrath Gervinus ist nur unter der Bedingung in Ihrer Durchlaucht Dienste getreten, daß der Hartenstein sein dauerndes Domicilium sei. Sein Alter wie seine gelehrten Arbeiten und Verbindungen erheischen Ruhe. Auf kleineren Reisen genügt auch die Fürsorge unseres Kammerfouriers. Aber eine große Tour, mit Aufenthaltnahme an fremden Höfen, würde ohne Begleitung eines Hofcavaliers der Convenienz nicht entsprechen, und auch sonst nicht ausführbar sein. Nun steht überdies ja auch die Krönung Joseph II. in Frankfurt bevor, wobei meine Fürstin, vermöge ihres Ranges zwischen den Potentaten zu figuriren hat.

Genug — wir haben jetzt auf dem Hartenstein, in unserer herrlichen Bibliothek, bei den Vorlesungen des Herrn Hofraths, fünf Stühle im Halbkreis um sein Pult herum stehen. In unserer Mitte, auf einem tiefen, bequemen Armstuhl sitzt meine Fürstin; rechts neben ihr die Frau Hofmeisterin, links ich; neben mir Fräulein von Laroche; neben der Frau Hofmeisterin Graf Wolf Eberhard Roneck von den Hämmern. Ein sechster — wenn nicht Zuhörer, so doch äußerst

aufmerksamer Zuschauer — hat sich, nach verschiedentlichen Debatten unserer- und Kämpfen seinerseits, unter einer Bedingung das Recht der Anwesenheit erworben. Diese sechste Personnage heißt — Lord Puck.

Du weißt nicht, wer Lord Puck ist! Ich undankbares Geschöpf habe Dir in meinem letzten langen Briefe kein Wort von ihm geschrieben! Er war auf dem Hartenstein zurückgeblieben und darum mir aus den Augen, aus dem Sinn. Und doch hat nie ein verliebter Schäfer seine Dorinde, Chlorinde oder Chloë so empfangen, wie Lord Puck mich empfing, als ich von Frankfurt nach dem Hartenstein heimkehrte! Freilich würde ich es einem Schäfer, und gar — oh l'horreur! — einem verliebten Schäfer, auch nicht gerathen haben. — — — Im Uebrigen ist mir selbst auch erst jetzt der eigentliche, gesellschaftliche Charakter Lord Puck's, das heißt der Umstand bekannt geworden, um dessentwillen ihm permittiret wurde, während der Vorlesungen des Herrn Hofrath zu unseren Füßen zu sitzen. Lord Puck ist der Enkelsohn der Milchschwester des Grafen Roneck.

Aber ich copire Dich, meine Henriette, in übermüthiger Laune! Und warum sollte ich auch nicht in

Briefen, die für Dich bestimmt sind, übermüthig sein? Du sollst es ja recht herausfühlen, wie glücklich ich bin. In der tiefsten Seele sitzt mir darum doch der gewissenhafte Ernst, der mich an meinen Schreibtisch, und die vollkommenste Ruhe, die mich überallhin begleitet. Eine Ruhe, geliebte Henriette, wie ich sie an meiner Fürstin sehe — — ich darf in diesem Moment nicht hinzufügen — und bewundere! denn das wäre so, als wollte ich auch auf Bewunderung Anspruch machen, während mir doch schon deshalb nichts ferner liegen kann, weil ich den Unterschied nie aus den Augen verliere. Bei ihr, der herrlichen Frau, ist diese schöne Ruhe der tiefe klare Grund ihrer Seele, ihres ganzen Seins. Bei mir hingegen ist sie theils die Wirkung meiner nun abgeklärten, traurigen Erfahrung, theils der Erfolg meines begeisterten Strebens, der hohen Frau, die ich so liebe und verehre, ähnlich zu werden.

Das Erscheinen des Grafen Roneck auf dem Schlosse war von einigen nicht alltäglichen Umständen begleitet, und ich komme deshalb darauf zurück.

Eigenthümlich ist schon das: Der Hofrath war sein Lehrer, hat als solcher zwölf Jahre mit ihm

gelebt, liebt ihn wie einen Sohn, und kam von der Roneck'schen Herrschaft, den Hämmern, in die Dienste der Fürstin nach dem Hartenstein; und doch habe ich in der ganzen Zeit meines Verweilens bei der Fürstin weder den Namen Roneck noch irgend Etwas von den angeführten Umständen gehört. Von den Hämmern geschah — jetzt entsinne ich mich dessen — eines Mittags im vergangenen Jahr bei der Tafel Erwähnung. Ein fürstlicher Reisender nannte die Herrschaft unter den landwirthschaftlichen Sehenswürdigkeiten Deutschlands, ließ aber das Gespräch fallen, da Niemand etwas entgegnete und der Hofrath den hohen Fremden auf andere Themata überführte.

Lord Puck wurde mir zwar als ein Bild der Treue und Klugheit angepriesen, als ich vor einem Jahre mit meiner Fürstin hieher kam, daß er aber von den Hämmern stammt, und dem Hofrath nur anvertraut worden ist, um ihn vor den Gefahren des Krieges zu schützen, sagte mir Niemand.

Graf Roneck — so erzählte uns neulich der Hofrath — wurde in einem Jahre geboren, wo eine fürchterliche Rinderpest die Gegend weithin verheerte. Ueberdies erblickte er das Tageslicht vor der Zeit, in welcher

seine Ankunft erwartet wurde, und lag die Gräfin, seine Mutter, so schwer krank darnieder, daß sie das Kind zu nähren außer Stande war. Eine Amme mußte erst von weither verschrieben werden, und so befand man sich in schrecklichster Weise rathlos und hilflos, als ein alter Forstmann, den man als einen mit der Natur sehr vertrauten, und der gräflichen Familie treu ergebenen Mann kannte, eine wunderschöne Neufundländer Hündin auf's Schloß brachte. Sie hatte nur ein Junges geworfen und Milch für drei. Die kranke Gräfin erschrack vor dem Gedanken, an ihrem einzigen Kinde Niegehörtes zu erproben. Doch größer als die Scheu war die Noth! Graf Wolf Eberhard Roneck von den Hämmern wurde also mitsammt seiner Milchschwester der schönen Neufundländerin an die Brust gelegt. Als später die verschriebene Amme ankam, weigerte sich der kleine Wolf eigensinnig, die neue Nahrung auch nur anzurühren, so daß man sich gezwungen sah, ihn der Neufundländerin zu belassen. Diese zeigte dem zweibeinigen Säugling so viel Liebe, daß die vierfüßige Milchschwester wohl hätte eifersüchtig werden können, wäre

sie in ihren Milchbruder nicht eben so vernarrt gewesen, wie ihre Mama.

Graf Roneck trat am Morgen nach unserer nächtlichen, verstohlenen Ankunft auf dem Hartenstein plötzlich in die Bibliothek, wo ich so eben den lieben Hofrath begrüßt hatte. Die Freude des alten Herrn hättest Du sehen sollen!

Du weißt, wie streng mein Vater über unzeitige Neugier dachte; wie er darin so weit ging, daß es mir nicht gestattet war, um irgend Etwas zu fragen, das er mir nicht von selbst mittheilte. So geschah's, daß ihn der Tod ereilte, ehe er es an der Zeit fand, mir eingehende Mittheilungen über meine Mutter und seine früheren Familien- und Lebensverhältnisse zu machen. Kehrt Benjamin Klassen nicht zurück, in dessen Händen sich meines Vaters schriftliche Aufzeichnungen befinden, so werde ich stets im Dunkel über diese, mich so nahe berührenden Dinge bleiben! — Doch — von dieser Abschweifung zurück zur Gegenwart, die nicht schöner und besser sein könnte.

Ich wollte ja sagen, daß ich doch neugierig war, als viele Tage nach des Grafen Roneck Audienz bei meiner Fürstin vergingen, ohne daß sie dieser Sache

mit einem Worte Erwähnung gethan hätte. Und doch mußte schon der Umstand, daß sie diese Audienz nicht im Beisein ihrer Damen, und nicht im großen Salon sondern in der Bibliothek ertheilte, als ungewöhnlich auffallen. Der Graf hatte gleich darauf das Schloß verlassen, Lord Puck mit sich nehmend. Die Honoratioren aus dem Städtchen beeilten sich, der Fürstin nach der Rückkehr aus Frankfurt ihre devoteste Aufwartung zu machen. Einladungen folgten auf Einladungen, und es kam so, daß ich nie mit meiner Fürstin allein war. Ihre Haltung, ihr Aussehen erschien Allen unverändert, mir aber fiel etwas Nachdenkliches, ein öfterer Wechsel von Schatten und Licht darin auf. Auch, daß ihre Blicke den Herrn Hofrath mehr als sonst zu suchen schienen, und daß sich dann in ihnen die Frage: „Sind Sie mit mir zufrieden, alter Freund?" zu spiegeln schien. Mit einem Wort, ich sah meine hohe Gebieterin einen Kampf kämpfen und siegen, ein Opfer bringen, das ihr sehr schwer wurde, und sich zur Opferfreudigkeit zwingen. Daß dieser Vorgang, den ich nicht aus Neugier, sondern aus Liebe und Verehrung für meine Fürstin beobachtete, sich auf den Grafen Roneck bezog, wurde mir

in dem Augenblicke klar, als Dieser nach dem Hartenstein zurückkehrte, und Ihre Durchlaucht ihn uns vor der Abendtafel als ihren Hofcavalier vorstellte.

Seitdem sind zehn Wochen vergangen, meine Henriette, und es ist, als ob Alles immer so gewesen wäre, wie jetzt.

Der Graf bewohnt einen bisher ganz abgeschlossenen Seitentract des Schlosses, der mit einem kleinen Thürmchen den linken Flügel desselben flankirt. Die Frau Hofmeisterin sagte gleich bei den Instructionen, die sie mir im vergangenen Jahre gab, jene Gemächer habe der Vater der Fürstin mit seiner zweiten Gemahlin bewohnt, die eine Polin und Katholikin gewesen; das Thürmchen sei das der Capelle, die für sie eingerichtet worden. Der alte Fürst sei auch in jenen Räumen gestorben. Das genügte, um jede Berührung dieses Gegenstandes meinerseits auszuschließen.

Ich fragte mich anfänglich, „was soll denn aber die Beschäftigung des neu Bediensteten in einem Hofstaate und Haushalte sein, wo Alles, ohne ihn, so genau und pünktlich wie am Schnürchen vor sich ging?“

Jetzt sehe ich mit Verwunderung, wie der Wirkungskreis des Grafen immer umfangreicher und bedeutungsvoller wird. Die Oberaufsicht über die Domainen, sonst zum Ressort des Hofraths gehörend, ist in des Grafen Hände gegeben. Er führt alle Rechnungen und jenen Theil der Correspondenz, der finanzieller und juristischer Natur ist. Wenn das Schloß erwacht, kehrt er von seinem Morgenritt heim, Lord Puck en croupe, Pferd, Mann und Hund eine zusammengehörige Gruppe. Der Hengst wiehert, Puck bellt, Wolf grüßt mit der Hand. Denn ich bin dann eben auch aus dem Park zurückgekehrt und stehe oben an meinem Fenster.

Nun, meine Henriette, stelle Dir bei dieser Beschreibung ja keinen schönen romantischen Helden oder interessanten Mann vor! Graf Wolf Eberhard Roneck von den Hämmern ist, Gott sei Dank, nichts von Alledem! Und eben darum haben wir Alle ihn in den zehn Wochen seines Hierseins so lieb gewonnen, als ob er unser Bruder wäre. Man sagt, er habe in seiner Wirthschaft überall mit Hand angelegt. Nun, das muß wahr sein! Denn sein Gesicht und seine Hände sind so rauh und so sonnverbrannt, daß man

ihn für einen Afrikaner halten würde, legte nicht ein bandbreiter weißer Strich auf der Stirn und ein gleicher am Halse für seinen kaukasischen Ursprung Zeugniß ab.

Er spricht vier Sprachen, doch würde er wohl in allen Vieren schweigen, so oft wir Gäste haben, wenn ihn nicht sein Pflegevater oder wohl auch die Fürstin selbst daran mahnte, daß Hofcavaliere nicht ganz stumm sein dürfen. Unter uns dagegen ist er, wie die Fürstin neulich sagte: „le meilleur et le plus joyeux enfant du monde.“ Den ganzen Tag zu Pferd zu sitzen, scheint ihn nicht im Geringsten anzugreifen, ihm auch nichts weniger als unangenehm zu sein. — Was ist Dem überhaupt unangenehm? — und doch — würde jeder elegante Reiter, wie ich sie in Frankfurt zu Dutzenden gesehen habe, von ihm sagen, daß er nicht reiten kann. Mir ist, als sähe ich jene noch, wie sie sich federleicht in den feinen, vergoldeten Steigbügeln erheben, graziös salutiren, dann in den Sattel zurücksinken, und mit flatternden Rockschößen, die zierlichen Zöpfchen hinten wedelnd, an unserer Carrosse vorbeisprengen. —

Ich habe noch nie einen Menschen gekannt, der

so, — wie nenne ich es nur? — so — väterlich für die Personen, mit denen er zusammenlebt, zu sorgen versteht, wie — „Papa Wolf“ — oder — „Bruder Wolf“ — oder auch — „der schwarze Prinz“. Du hast die Wahl zwischen den drei, von unserer Fürstin ausgehenden Spitznamen unseres Hofcavaliers. — (In Parenthese sei bemerkt, daß seine Mutter eine Gräfin Wolf war, und daß hier auch die Dienerschaft sich gewöhnt hat, ihn Graf Wolf zu nennen; was die Fürstin nicht ungern geschehen läßt; da ihr nun einmal — aus mir unbekannten Gründen — der Name Roneck unangenehm ist.)

Ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, und „väterlich?“ wirst Du sagen. Ja, liebste Henriette, so sonderbar es klingt, so wahr ist es doch. Man hat eben unter seiner Aegide beständig das angenehme Gefühl seiner „väterlichen“ Fürsorge, während es Einem niemals ein- oder auffällt, daß er zufällig noch jung ist.

Die Fürstin, welche immer das rechte Wort für Alles findet, sagte neulich zu uns:

„Il faut être aussi dégôuté du charmant comme

nous le sommes, pour tomber ainsi sous le charme d'un pareil manque absolu de charme!" *)

30. Mai.

Die Bibliothek ist ein herrlicher Raum! Wie recht hat die Fürstin, wenn sie sagt: Man fühlt hier die Nähe großer Geister! Und die erquickende Nähe der Natur! füge ich hinzu. Das Wehen und Rauschen der hohen Baumwipfel; das Plätschern der Fontaine; das Wiegen und Singen der Vögel in den Zweigen; sonst -- die feierlichste Sabathsstille! — — An den Wänden hinauf, bis an die Decke mit dem schönen Frescogemälde: Apoll und die Musen dem gestirnten Himmel zuschwebend, — die langen Reihen prächtig gebundener Bücher! — An dem äußersten Eckfenster steht mein Schreibepult. Die Fürstin ließ mir auf Bruder Wolfs Rath ein Stehpult machen, weil er herausfand, daß das über den Tisch gebeugte Sitzen mir die Brust angreife. — — Oeffne ich mein Fenster, so neigen sich die Zweige der Jahrhunderte alten Linde grüßend herein und legen ihre Blüthen und

*) Man muß eben aller Reize so überdrüssig geworden sein, wie wir, um sich von dem Reiz eines absoluten Mangels an Reizendem so beherrschen zu lassen.

ihren Schatten auf meine Hand, und meine weißen Blätter.

Am Mittelfenster, um des Hofraths Pult herum, zieht sich der lauschige Halbkreis unserer Stühle.

Zerstreut in dem weiten Raum stehen kleinere und größere Tische mit Mappen, Globen, antiken Büsten und Vasen. Ueber den beiden Letzteren bilden englischer Epheu und Laureatus in floribus, aus Thontöpfen heraufgezogen, grüne Nischen oder blühende Kronen.

Mit verdoppeltem Eifer setzt der Hofrath seine Vorträge fort; der alte Herr ist überhaupt wie verjüngt.

2. Juni. Früh am Morgen.

Mit dem Schlage Sieben sendet Papa Wolf den Postboten ab. Das ganze Haus hat einen Heidenrespekt vor des Herrn Grafen Pünktlichkeit! Er könnte ein Preuße, könnte z. B. darin meines lieben Vormunds Nebenbuhler sein! Nun — ich lasse mich nicht beschämen; Er hat es schon bemerkt, daß Fräulein von Hohem ihre Briefe immer zuerst in die Posttasche steckt.

Wir machen heute einen Ausflug! Wirst Du er-

rathen wohin? Nach den Hämmern. Nach des Grafen großer Musterwirthschaft, die er — unbegreiflicher Weise — auf zehn Jahre verpachtet hat, um an den Hartensteiner Hof zu ziehen! und nicht etwa, wie ich anfänglich dachte — da er doch Graf und einer der vornehmsten Herren ist — um den Landjunker abzustreifen und unsere Allüren anzunehmen; Gott bewahre! Der richtet sich nicht nach uns! Mir scheint beinah — wir richten uns, ohne es recht zu wissen und zu wollen — nach ihm. Wenigstens hat er unserem Leben entschieden den ländlichen Stempel aufgedrückt. Denke nur! Wir tragen glatte Schuhe ohne Hacken bis zur Tafel, und — wenn wir Ausflüge in's Gebirge machen — durchweg leichte Kleider ohne Fischbein-Corsage und nur ganz kleine Reifröcke. Anfänglich lachten wir, wenn wir einander ansahen, und fanden es urkomisch, so unmodisch einherzugehen. Bald aber gewöhnten wir uns daran, und in mir ist sogar schon der Wunsch aufgestiegen: es möchte diese leichte Art, sich zu kleiden, Mode werden. Man athmet so viel freier ohne den Fischbeinpanzer der bauschigen Robe, in der man wie in einem Faße steckt. Die Grazie freilich leidet darunter — obgleich Bruder

Wolf das Gegentheil behauptet. Was freilich nichts sagen will . . denn, was weiß Der von Grazie!

Wir werden also einen Ausflug nach den Hämmern machen. Und wer hat die Sache angeregt? Die Fürstin selbst! Um 8 Uhr will sie am Frühstücktisch erscheinen. „C'est à ne pas y croire!“ sagte die Frau Hofmeisterin.

Ich fahre mit dem Hofrath und Fräulein von Laroche; die Frau Hofmeisterin fährt mit Ihrer Durchlaucht. Die drei Unzertrennlichen: Wolf, Fuchs und Puck führen den Zug.

Ehe ich schließe, muß ich Dir aber erzählen, wie die Zeichnung, welche Du mit dem Briefe erhalten wirst, entstanden ist. Wir hatten gestern unsern naturgeschichtlichen Vortrag. Der Hofrath übertraf sich selbst. Die Frau Hofmeisterin, welche sich nicht allzugern zu den Sternen versteigt, weil diese schwindelnden Reisen, wie sie scherzend sagt, ihr Kopfschmerzen verursachen, ist unter den Pflanzen der schönen Mutter Erde um so besser zu Hause. Selbst der hochweise Bruder respectirt sie auf diesem Felde als ganz bedeutende Linnéistin, und mir fällt ein wunderschönes

Wort von ihr ein, mit dem sie einmal einen Angriff unserer Fürstin parirte.

„Duft und Luft wirken auf unsere Frau Hofmeisterin wie Champagner," bemerkte Ihre Durchlaucht, „ihr fallen davon die Augen zu".

„Mir fällt davon der Blick nach Innen, Durchlaucht, und ich sehe, wie auf den Hochzeitswagen der Abendlüftchen die Pflanzenbräutigame aus weiter Ferne kommen, um hier ihre sehnsüchtig harrenden Bräute aufzusuchen."

Wir hatten also gestern unsern Vortrag gehabt. Lord Puck war, den schönen Kopf auf den Füßen seines Herrn gebettet, eingeschlafen; der Hofrath saß zurückgelehnt; eben so Bruder Wolf, auf dessen braunem Gesicht die Abendsonne tanzte; Fräulein von Laroche war dem Kampf mit dem Schlaf erlegen; die Fürstin lächelte zufrieden; die Frau Hofmeisterin aber hielt den Kopf hoch. Alle weißen Löckchen unter dem hohen schwarzen Federbarett schienen zu flüstern: „Der Mann dort, von dem Ihr so viel lernen könnt, ist mein Bruder!" Es war ein reizendes Bild!

„Wenn ich das nur zeichnen könnte für meine Henriette!" sagte ich halblaut vor mich hin.

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“ flüsterte Papa Wolf entgegen, und streckte mir behutsam, um die Schlafenden nicht zu wecken, sein Skizzenbuch herüber, das auf des Hofraths Pult lag. Leise stand ich auf und schlich zu dem nächsten, die Gruppe beherrschenden Tischchen.

„Haben Sie mich und den zottigen Burschen schon?“ fragte Papa Wolf nach einer Weile, und als ich bejahte, stand er mit drei Schritten hinter mir. Seine Schritte sind nämlich dreimal so lang, als der Tanzmeister sie vorschreibt.

„Nicht schlecht! Das Ding hat Leben!“ sagte er, mir den Bleistift aus der Hand nehmend. „Die Fürstin ist geschmeichelt und doch sehr ähnlich! Am schlimmsten komme ich weg! Sehen Euere Durchlaucht, was Fräulein von Hohem aus mir gemacht hat!“

„Ich kann nicht finden, daß es schlecht ist,“ entgegnete die Fürstin.

„Halte ich mich so, gnädige Frau?“ frug er, die Skizze der Frau Hofmeisterin vorweisend.

„Ganz so, Graf Wolf!“

„Sieht man es mir wirklich sehr an, daß ich

meines Tanzlehrers schlechtester Schüler war, Durchlaucht?"

„Auf den ersten Blick!" gab die Durchlaucht bestätigend zurück.

„Das ist ja aber der richtige Krautjunker! Fräulein von Laroche, seien Sie mir gnädig!"

„Sagen wir — Landjunker!" lispelte das Fräulein, das eben erst erwacht war und nur halb errieth, um was es sich handelte.

„Aber, mein gnädiges Fräulein von Hohem! Sie hätten mir doch auch ein wenig schmeicheln können!"

„Als ob Sie uns in den zehn Wochen auch nur ein Einzigesmal mit einem kleinen Schmeichelwort honorirt oder charmirt hätten, Graf Wolf!" gab ich neckend zurück.

„Hab ich das auch nicht gethan!" rief er mit komischer Zerknirschung. „So unhöfisch aussehen, sich so unhöfisch benehmen, und doch als Hofcavalier situirt, tractirt und gratificirt sein! Das nenn' ich ein vom Himmel gefallenes Glück!"

„Für welches Du das Knie vor unserer huldvollen Herrin zu beugen hast!" rief der Herr Hofrath.

„Auf die Knie! Auf die Knie!“ geboten wir Damen.

Die kleine Scene, die nun folgte, hättest Du sehen müssen! Ich wurde beordert, dem Grafen zu zeigen, wie er den Kniefall zu machen habe. Kaum dachte ich, daß unsere Fürstin so lachen kann! Die Federn auf dem Barett der Frau Hofmeisterin wiegten sich wie die Lindenzweige vor dem Fenster; der alte Herr hielt sich die Seiten, und selbst Fräulein von Laroche, die das französische Anstandsgesetz „une dame du grand monde ne rit que du bout de lèvres“ buchstäblich nimmt, mußte zuletzt klein beigeben.

Ich aber habe Bruder Wolf doch in Verdacht, sich nur so furchtbar ungeschickt angestellt zu haben, um zu sehen, ob wir Hofpüppchen noch aus voller Kehle und aus vollem Herzen lachen könnten, wie die Bäuerinnen aus seinen Hämmern.

Doch nun rasch noch ein Wort über die Zeichnung, die Dir gewiß mehr Freude machen wird, als sie mir Mühe machte. Denn die ganze Ausführung ist von Bruder Wolf, der ohne viel zu fragen, und sehr zum Vortheil meines Entwurfs, corrigirte und retouchirte. Und als die Fürstin bemerkte:

„Aber, liebe Sophie, auf dem Blatte fehlt ja eben das, was für Ihre Freundin den größten Werth hat — Ihr Bild!“ — da sagte er: „Halten Sie so still, wie Sie jetzt sitzen! Den Kopf noch etwas mehr unserer Durchlaucht zugeneigt. So! Die lange Locke stört das Profil und legt einen steifen Schatten auf den Hals . . . . werfen Sie sie zurück! So! Nun ruhig!“

Die Fürstin blickte mich mit mütterlichem Wohlwollen an; die Freude darüber trieb mir das Blut in die Wangen, und das Wort „O meine Fürstin!“ auf die Lippen. Den Moment hielt der Zeichner fest. — Die heitere Stunde fand damit ihren Abschluß, daß die Fürstin ihren Hofcavalier lobte, die Andern einstimmten, und er, wie ein verlegener Schuljunge, den Kopf senkte, die Augen niederschlug und an seinen Manchetten zupfte. Es war die reinste Farce!

Du siehst — wir leben wie im Himmel! Wir schwelgen in diesen Wonnetagen des Frühlings! Wenn Du doch diese Ernte von Veilchen und Primeln und all' die Blüthenpracht hättest sehen können! Jetzt blicken wir schon der Rosenzeit entgegen. Mit allen Sinnen athmet man diese Herrlichkeit hier ein! Ich

würde ganz übermüthig, hätte ich nicht die Sorge — um meinen alten Freund Klassen! — Du weißt, es ist lang über ein Jahr, daß ich nichts von ihm erfuhr! Diese Sorge und — eigenthümliche Schmerzen in der Brust — ein Ueberbleibsel meiner schweren Krankheit — die sich zeitweise einstellen, und mich still und müde machen — geben dem lichten Bilde meines Lebens einen leichten Schatten. — Noch habe ich der Fürstin nichts davon gesagt. Vielleicht ist es auch nichts; denn es vergehen oft viele Tage ohne eine Spur des Leidens. Ich möchte auch nicht den leisesten Mißton in den vollkommenen Frieden und die himmlische Freudigkeit dieses Lebens bringen.

3. Juni.

Depeschen aus Petersburg verhinderten den Abgang unserer Posttasche und den Ausflug nach den Hämmern. Die Fürstin schrieb die wichtigsten Antworten selbst, und auch ich hatte den ganzen Vormittag bis zur Tafel unausgesetzt zu schreiben. Ich fühlte die Anstrengung und kam, nachdem ich in Hast Toilette gemacht, mein fertiges Pensum in den Händen haltend, in den Salon, als schon Alle um Ihre Durch-

laucht versammelt waren. Freundlich sah mir meine Fürstin entgegen und winkte mich zu sich.

„Wie blühend Sie aussehen, Kind!“ bemerkte sie huldvoll „und wie fleißig Sie waren!“

„Der Fleiß taugt Fräulein von Hohem gar nichts! und die Röthe auf den Wangen kommt von der Anstrengung. Fräulein von Hohem braucht Ruhe und muß nach Bad Ems.“

Was denkst Du, wer so ohne Weiteres diese Worte wie eine Bombe in den fröhlichen Kreis hineinschleuderte? Wer anders als — Papa Wolf? Diesmal Papa vom Scheitel bis zur Sohle. Papa, der im Hause zu befehlen hat, und nicht einen Augenblick daran denkt, daß dem Befehl nicht Folge geleistet werden könnte. Und was das Wunderlichste an der Sache ist — daß buchstäblich ausgeführt wird, was der — alte Landjunker — ich möchte beinah Krautjunker sagen — anzuordnen beliebte! Wenn er es nur nicht so herzlich gut meinte, ich könnte bitterböse auf den unberufenen Aufpasser sein! Denn nun soll ich am 10. Juni in Begleitung einer Kammerfrau und eines Dieners auf sechs Wochen fort aus dem Paradiese! fort nach Bad Ems! . . Es stellt sich

heraus, daß Papa Wolf auf seinen Hämmern auch der Doctor seiner Leute war, und wirklich einen ganz ungewöhnlichen Blick und Erfahrung eben in den Anfängen meines Leidens hat. Er beobachtete mich die ganze Zeit und beschreibt mir haarklein die Empfindungen, die ich habe.

Alle waren sehr erschrocken, am meisten die Fürstin! Sie klagt sich an, und würde „das Kind schelten, wenn es nicht krank wäre," daß es sich ihr nicht anvertraute. Damit es mir weniger schwer falle, mich jetzt von dem Hartenstein und meinen gütigen Freunden zu trennen, hat die Gütige mir auch das Geheimniß verrathen, das über uns schwebte. Sobald ich von Ems zurückkehre, reisen wir nach Italien. Von den Damen nur ich. Die Frau Hofmeisterin empfängt und macht indessen Freundesbesuche, Fräulein von Laroche bleibt auf Urlaub bei ihrer alten Mutter. Von den Herren der Hofrath, und der Graf als Reisemarschall, und — wir wissen nun schon wie aufmerksamer Ver- und Vorsorger.

Jetzt lautet die Ordre an mich: in Ems absolut keine Feder anzurühren! Die Kammerfrau soll über mein Befinden an Ihre Durchlaucht berichten. Ich

werde ihr dictiren. Vom Hartenstein sollen die Nachrichten Dir übermittelt werden. Dieser sehr lange Brief ist also Oel für die Lampe unserer Freundschaft auf lange Zeit. Wie gut, daß Du eine so perfecte deutsche Hausfrau bist! Tropfenweis wirst Du den Vorrath verbrauchen und noch übrig haben, wenn das Verbot aufhört.

Glaube ja nicht, meine Henriette, daß mein Leiden — ich nenne es nur so, weil ich kein anderes bezeichnendes Wort dafür finde — mich unruhig oder weniger glücklich macht! Im Gegentheil! Dadurch, daß ich sehe, wie wahrhaft mütterlich meine Fürstin für mich fühlt und sorgt, kann mein Glück sich nur steigern! und es gibt in der Welt nichts mehr, was nun noch stören oder gar vernichten könnte, die beseligende Gemüthsruhe

Deiner

glücklichen Freundin

Sophie.

XI.

Im Hause Liborius.

In Ostpreußen war es wieder Winter geworden. Ein früher, bitter kalter Winter. Der Schnee war in großen, dichten Massen gefallen. Er hemmte die Communication für einige Zeit, um dann eine herrliche Schlittenbahn zu gewähren. Aber auch Nachtheil brachte diese spiegelglatte Bahn. Denn in großen Rudeln waren die Wölfe aus Polen eingedrungen. Es mußten große Jagden angestellt werden, um die räuberischen Eindringlinge zu decimiren. Man unternimmt in diesen nordischen Regionen, bei so vortrefflicher Schlittenbahn, ausgedehnte Reisen. Doch gehören die guten Lungen der Bewohner Ostpreußens und ihre dauerhafte Pferderace dazu, um solche Strecken in solcher Jahreszeit zurückzulegen, wie es dort geschieht.

Der kaiserlich russische Staatsrath war von Ihrer Majestät der Czarin in Huld und Gnade auf drei Monate beurlaubt worden, um — wie sie sich bedeutsam lächelnd zu äußern geruhte — seine Familien-Angelegenheiten zu ordnen. Auf der Reise nach Braunsberg kam der hohe Beamte durch Elbing und hatte sich durch einen Boten vorher dort angesagt.

In dem Liborius'schen Hause wurden deshalb schon seit einer Woche Vorbereitungen zum gastlichen Empfang gemacht. Die Logir-Zimmer, im voraus geheizt, erhielten eine wohnliche Temperatur, und das ganze Haus, dessen Einrichtung ohnehin reich und elegant war, einen noch stattlicheren Anstrich. Es wurde gebacken, gebraten und gebraut, und da der verbindliche Gast die vorher angegebene Stunde pünktlich einhielt, brauchten die auserlesenen Gerichte weder zu kurze noch zu lange Zeit auf dem Feuer zu stehen. Trotz ihrer Jugend und — Schönheit verstand Frau Henriette sehr wohl, ihr opulentes Haus zu regieren.

Der Hausherr empfing den Staatsrath am Fuß der Treppe mit der größten Herzlichkeit. Herr von Leonhard wickelte sich aus seiner von Winterfrost glacirten Wildschur aus Wolfs- und Bärenfellen, schüttelte

den Reif von Bart und Kopfbedeckung, und freute sich des gastlichen Empfangs. Rasch warf er die Reisekleider ab, um sich in frischer, feiner Toilette der schönen Hausfrau vorzustellen, deren Begrüßung auch nichts zu wünschen übrig ließ. Nur wollte sie vorläufig keine Conversation im Gesellschaftszimmer, sondern drängte zur Mahlzeit.

„Die Suppe dampft auf dem Tische. Mit kaltem, leerem Magen kann man nicht witzig sein.“

Der Staatsrath lächelte zustimmend und führte Frau Henriette zur Tafel. Herr Liborius und das schüchtern knixende Lottchen folgten. Die Gastfreunde, wie der gefeierte Gast gaben sich mit aller Behaglichkeit den Tafelfreuden hin. Die Traulichkeit der Zimmer mit ihrer angenehmen Temperatur, der herrlich servirte Tisch und die rasch in Fluß kommende Unterhaltung bildeten einen so wohlthuenden Contrast gegen des Staatsraths aufreibende Dienstthätigkeit, seine endlosen Parforce-Reisen, und die eben überstandene eisige Nachtfahrt, daß er sich dem Genuß des Augenblicks mit vollstem Behagen hingab. Und war dieser Würdenträger in den geselligen Formen stets der Verbindlichste aller Sterblichen, so war er es heute,

wo die persönliche Empfindung mit der Macht der Gewohnheit Schritt hielt, im höchsten Grade.

„Ich bin gewiß kein Sybarit oder Epicuräer — meine Geschäfte würden mich auch verhindern, es zu sein — aber nach einer solchen Reise durch die Schneefelder bei 20 Grad Kälte, Wolfsspuren und Wolfsgeheul ringsum, habe ich doch das vollste Recht zu sagen, daß nichts in der Welt über die Behaglichkeit geht, die ich in diesem Augenblick Ihnen, meine gütigen Gastfreunde, gegenüber, an dieser reich besetzten Tafel empfinde! Und darum sei es mir gestattet, dieser Empfindung sogleich Ausdruck zu geben, indem ich dieses Glas voll perlenden Madeira auf das Wohlergehen des Herrn und der Frau Commerzienrath Liborius, meiner hochgeschätzten Freunde, leere!"

„Ich muß bitten, daß die Tropfen, die ich nippe, mir als volles Maß des Dankes angerechnet werden!" entgegnete anstoßend und stattlich knixend die schöne Wirthin, „denn der Wein vor der Suppe — —"

„Schadet nicht, wenn er den Hausgöttern geweiht wird!"

Dabei ließ der Staatsrath mit tiefer Verbeugung

den letzten Tropfen seines auf einen Zug geleerten Glases auf den Teppich des Fußbodens träufeln.

Das zweite Glas wurde von dem klugen Hausherrn der Czarin Katharina dargebracht; zugleich erfuhr der Staatsrath von der Hausfrau, daß gestern mittelst directer Sendung von Petersburg das Adelsdiplom für den verdienstvollen jungen Commerzienrath angelangt sei.

Herr von Leonhard hatte diese Auszeichnung bei der Czarin befürworten wollen, aber im Drange anderer Geschäfte damit noch immer gezögert. Es gefiel ihm nicht, daß diese Sache ohne sein Zuthun erledigt worden war. Doch rief er, sich sogleich fassend, mit freudigem Ton:

„Hoch die edle Kaiserin, die es so wohl versteht, Verdienste, die bescheiden zurücktreten, an's Tageslicht zu fördern und aus eigenem Antrieb zu belohnen!“

Frau Henriette nahm lebhaft das Wort:

„Ehre, wem Ehre gebührt! und mit Stolz darf ich's sagen: mein Mann hat sie verdient, wie irgend Einer! Aber — auch der Wahrheit werde ihr Recht zu Theil! Ohne gewichtige Fürsprache hätte die Czarin

— und das ist auch ganz natürlich — den Herrn Liborius aus Elbing doch vergessen!"

Eine leichte Röthe flog über die Apollostirn des russischen Würdenträgers.

Ohne ihren Blick von Herrn Leonhard abzuwenden, fügte sie nach einer Pause hinzu: „Wir wissen, welcher mächtigen Empfehlung wir diese Auszeichnung zu danken haben."

Der Staatsrath stutzte, und sein glänzendes Auge ruhte fragend auf dem Antlitz der schönen Sprecherin. Dem neu geadelten Hausherrn war es nicht angenehm, daß seine Frau diesen Gegenstand sogleich zur Sprache brachte. Sie hatte es aber diesmal vermieden, sich aus den Blicken des Gatten Rath zu erholen. Dieser kleine Ausfall würzte ihr das Mahl, um das sie sich so verdient gemacht, und sie fühlte sich im Recht dabei. Dem Herrn Commerzienrath von Liborius blieb also nichts übrig, als auf die Bitte des Gastes das Diplom vorzuzeigen. Während er in sein anstoßendes Arbeitszimmer ging, um es zu holen, nahm Frau Henriette — mit dem neuen Pfeile spielend und zielend, ehe sie ihn abschnellte — wieder das Wort:

„Wie könnte man von der Czarin verlangen, daß

sie Namen und Verdienste eines Jeden im Sinne behalte! Das kann selbst der große König nicht, dessen Leistungen in allen Dingen doch an's Fabelhafte grenzen! So ist es wohl ein Glück zu nennen, wenn ein Mann, wie mein Isaak, neben seinen bürgerlichen Tugenden und Verdiensten auch ein vornehmes und hochgestelltes Mündelchen besitzt, wie meine geliebte Freundin, Fräulein von Hohem!"

Der Pfeil flog und traf, obwohl inzwischen Herr von Liborius sein, vom Doppeladler gekröntes Diplom auseinandergefaltet hatte, und sichtlich bemüht war, die Aufmerksamkeit seines Gastes darauf zu lenken.

Herr von Leonhard sah zwar artig hin, doch der Blick war zerstreut, und blieb es, während er sein Brod in Scheiben zerschnitt und diese einzeln salzte und pfefferte.

Frau Henriette liebäugelte dagegen mit dem russischen Adler, den sie doch im Herzen gegen den preußischen durchaus nicht aufkommen ließ, und sagte mit der unschuldigsten Miene von der Welt:

„Unsere Sophie denkt immer an uns; die Fürstin von Hohenlohe-Holstein-Plön kann der jungen Hofdame, die sie wie ihr Kind liebt, nichts abschlagen,

und in demselben Falle befindet sich die Czarin ihrer Cousine gegenüber. — Ergo — wie mein lieber Mann zu sagen pflegt — ist die Firma Isaak Liborius in Elbing in den Adelstand erhoben worden."

Der Repräsentant genannter Firma tranchirte eifrig die schön gebratenen Rebhühner, und während der Diener, der eben wieder eingetreten war, die Schüssel dem Gast präsentirte, schnitt er den Redefluß seiner Gattin dadurch ab, daß er endlich selbst das Wort ergriff.

„Ja, wir waren recht überrascht, als mein gnädiges Mündel uns in ihrem letzten, lange ersehnten Schreiben hiervon in Kenntniß setzte."

„Schreibt Fräulein von Hohem so selten?"

„Während ihres Aufenthaltes in Ems war ihr das Schreiben untersagt. Wir erhielten damals, im Auftrage Ihrer Durchlaucht Nachrichten über unseren Liebling durch den Herrn Hofrath Gervinus. Gegenwärtig schreibt sie zwar wieder selbst, und zwar täglich an meine Frau, sendet aber ihre Briefe nur in Serien, und wir haben bisher erst einen dieser interessanten, tagebuchartigen Briefe erhalten. Augenblicklich sehen

wir dem aus Neapel angekündigten zweiten mit Spannung entgegen."

„Sie setzen mich in das größte Erstaunen!" rief der Staatsrath. „Schon daß Fräulein von Hohem leidend ist, widerspricht den Nachrichten über ihr blühendes Aussehen, welche Sie, geehrte Frau von Liborius mir mittheilten, als ich zuletzt die Ehre hatte, Ihnen zu begegnen. Und nun vollends die Reise nach Italien!"

Wie gerne würde Frau Henriette darauf geantwortet haben! Aber sie wagte es nicht, dem verneinenden Blick des Gatten, dem sie diesmal nicht ausgewichen war, den schuldigen Gehorsam zu verweigern. So entgegnete denn dieser gelassen:

„Das Leiden war noch eine Folge jener schweren Krankheit, welche unserer Freundin beinah' das Leben gekostet hätte. Sie sprach nicht davon, um ihre Fürstin nicht zu beunruhigen. Vielleicht gestand sie sich auch selbst nicht ein, daß die nur selten und leise auftretenden Brustschmerzen von Bedeutung sein könnten. Jetzt hält man das Leiden für völlig gehoben, und Italien soll nur die Stärkung des zarten Körpers vollenden."

„In dem eine so starke Seele wohnt!" schaltete Frau Henriette energisch ein.

Herr von Liborius präsentirte seinem Gaste noch einmal den köstlichen Fischsalat, und dieser unterdrückte die Bemerkung, welche ihm auf den Lippen schwebte, „daß die starken Seelen unter dem schönen Geschlecht für ihn nicht die anziehendsten wären."

„Seit fünf Monaten ist die Fürstin mit ihrem Gefolge abwesend. Sie haben die große Tour durch Oberitalien zurückgelegt und den Herbst in Rom zugebracht. Dort ist der erste Tagebuchbrief meines Mündels an uns abgegangen, von einer Kiste mit Geschenken begleitet, die uns große Freude bereitet haben."

„Wunderschöne Zeichnungen von ihrer eigenen Hand," ergänzte Frau Henriette wieder, „sind auch dabei!"

„Ah! . . . Ich wußte nicht, daß Fräulein von Hohem auch den Stift mit Geschick zu führen versteht" bemerkte der Staatsrath, und da Herr von Liborius eben beschäftigt war, den Pfropfen aus einer Champagner-Flasche zu ziehen, nahm seine Gattin den Augenblick wahr, um das Bild ihrer Jugendfreundin, das ihr mit jedem Tage mehr zum Ideal wurde, in seiner ganzen Glorie vor den Mann hinzustellen, der in kurzsichtiger Selbstüberhebung mit diesem Juwel ge-

tändelt, und es, ohne seinen Werth zu erkennen, leichtsinnig verloren hatte.

„Was versteht meine Sophie nicht!“ rief die junge Frau, den classischen Kopf stolz erhebend. „Der Herr Hofrath Gervinus schrieb uns: „Apoll und die Musen, Venus und die Grazien haben bei unserer Freundin Geburt gewetteifert, um ihren Geist zu bereichern und um ihre Gestalt zu schmücken! Die Götter werden uns den Liebling erhalten, der ihnen selbst ja so theuer ist!“ Wenn ein solcher Mann so von seiner Schülerin spricht, darf man gewiß nur den höchsten Maßstab an ihre Persönlichkeit legen.“

„Ich habe nicht die Ehre, den eben genannten Herrn zu kennen, doch kann ich nur annehmen, daß eine Fürstin, die in dem Rufe steht, eine Gelehrte und eine Diplomatin zu sein, darauf bedacht sein muß, einen bedeutenden Mann an die Spitze ihres Hofhalts zu stellen.“

Herr von Leonhard sagte das mit einer kühlen Verbindlichkeit, die von den feurigen Worten seiner schönen Gastfreundin merklich abstach. Aber zur rechten Zeit kredenzte der kluge Wirth seinem Gaste den schäumenden Champagner, welchem dieser nicht widerstand.

Seiner Frau schob er unvermerkt ein Glas voll frischen Wassers hin, und flüsterte ihr zu:

„Du, mein Jettchen, thust uns damit Bescheid.“

Sie zog wohl die Winkel des classischen Mundes ein wenig hinauf, aber — sie gehorchte.

Der Staatsrath erhob den perlenden Becher und sagte, von den Gedanken, die er nicht bannen konnte, noch immer erregt:

„Sie haben zu bestimmen, geehrte Frau von Liborius, ob wir auf das Wohl Ihrer Freundin, oder auf das der fürstlichen Beschützerin anstoßen sollen.“

„Warum nicht auf Beide zugleich?“ war die rasche Entgegnung, „da sie doch durch kindliche Verehrung und mütterliche Liebe unzertrennbar verbunden sind?“

„Wie Sie befehlen!“ entgegnete der Gast, während die Gläser harmonisch zusammen klangen.

„Du bist vielleicht so gut, den vielblättrigen Brief aus Rom zu holen, liebe Frau: Der Herr Staatsrath liebt es, am Tische sitzen zu bleiben, und da dürften so interessante Reiseberichte eine angenehme Zugabe zum Confect und sonstigem bescheidenen Nachtisch sein.“

Frau Henriette erhob sich sogleich und verließ das

Zimmer. Sie mußte ihre Gesichtsmuskeln beherrschen, als sie, wieder eintretend, den Blick voll verrätherischer Neugier erlauschte, der ihr aus den Augen des gefeierten Gastes entgegenflog.

Im Jahre 1763, und wohl noch achtzig Jahre später, fabricirte ein Jeder seine Briefcouverts selbst, und es gab sehr viele gescheute und gelehrte Briefschreiber, die so ein Kunstwerk herzlich schlecht zu Stande brachten. Es galt aber für elegant und vornehm, seinen Brief gut zu couvertiren, und kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn die Augen des Mannes, der selbst Alles, was er that, mit Meisterschaft zu thun pflegte, bewundernd an der auf's Zierlichste gefalteten Umhüllung des Briefes hingen. Dieser fein couvertirte Brief kam überdies von Derjenigen, welcher er einst vielleicht im Stande gewesen wäre, seine Stellung und seinen hoch aufstrebenden Ehrgeiz zu opfern.

Die Bewunderung steigerte sich, als Frau Henriette das Couvert abstreifte und die Briefblätter ihrem Nachbar zuschob. Diese schöne, feste Hand! Diese gleichmäßig hinfließenden Zeilen! So klar und so sauber! — ein Vergnügen für jeden Leser, schon weil das Auge so mühelos darüber hingleiten konnte!

Wie gönnte Frau Henriette ihrem Gaste diesen Genuß!

„Ist es auch kein Vertrauensbruch?“ fragte er, die Hand nach dem Briefe ausstreckend.

„O durchaus nicht!“ entgegnete sie rasch. „Es wäre eigentlich angezeigt, dieses Reisetagebuch drucken zu lassen! Wie Viele, denen die Möglichkeit fehlt, diese Reise selbst zu machen, könnten sich daran laben! Und dann — wie wohlthuend wirkt dieses unbefangene Vertiefen in die schöne Gegenwart, diese Ruhe des Gemüths, welche aus jeder Zeile athmet!“

Der Diener brachte den Nachtisch herein, und Frau von Liborius ertheilte ihm ihre Befehle wegen der Beleuchtung des Gesellschaftszimmers, wo der Kaffee servirt werden sollte. Der Commerzienrath propfte den köstlichen Cyperwein auf und erlaubte sich die schönsten eingemachten Südfrüchte und feines Backwerk auf den Teller mit Goldrand zu legen, der dem vornehmen Gaste hingestellt worden war. Der Diener entfernte sich dann. Frau Henriette knabberte mit den kleinen perlweißen Zähnen an den Mandelbogen und Thorner Pfefferkuchen, mit denen ihr lieber Mann sie galant versorgt hatte, und winkte Lottchen, ein Gleiches zu

thun. Dazu trank sie auf einen Zug, und ehe ihr Haustyrann sich dessen versah, das Champagnerglas aus, welches wohlgefüllt vor ihm stand. Die schönen nußbraunen Augen glitzerten dabei im pursten Muthwillen. Herr von Leonhard sah und hörte nichts, bis er den Römerbrief zu Ende gelesen. Er entschuldigte sich auch nicht wegen dieses langen Intermezzo's; wohl deshalb nicht, weil es ihm, dem höflichsten Mann der Welt, nicht lang erschienen war.

„Nicht wahr, sie schreibt schön?“ fragte sehr gelassen der Commerzienrath, indem er zugleich mit sprechender Geberde den Gast zuu Trinken und Naschen einlud.

„Ja — sehr eigenthümlich! Fräulein von Hohem hat es zur seltenen Meisterschaft im Präsiciren ihrer Gedanken gebracht. Aber — wie kalt ist ihr Herz! Jener Herr Gervinus hat ganz Recht, sie in Verbindung mit den heidnischen Gottheiten zu bringen. Sie nimmt Prüfungen des Lebens wie Strafen auf, und perhorrescirt jeden Gedanken an die Vergangenheit. . . Ich suche vergeblich — die Christin!“

„Wenn Sie darunter verstehen, daß man die andere Wange hinhalten soll, um den auf der einen

empfangenen Schlag auszugleichen, dann haben Sie Recht, Herr Staatsrath!" rief die Hausfrau aufflammend. — „Zu solchen Christinnen gehört Sophie allerdings nicht. Die Lehre von der Vervollständigung der Ohrfeigen wird wohl auch ein Fehler in der Bibelübersetzung sein."

Herr Isaak kam zu Hilfe.

„Sehen Sie diese herrlichen Südfrüchte, Herr Staatsrath, die Ihnen, unserem hochgeehrten Gaste, anbieten zu können, uns solche Freude macht, sie sind auch ein Theil des Inhalts der gestern aus Italien hier angelangten Kiste. Und nicht wir allein sind mit den gewähltesten Geschenken von meinem gnädigen Mündel bedacht. Sie erweist sich Jedem aufmerksam, der ihr gutgesinnt und hilfreich war. So haben wir einen Carton mit allerliebstem Kinderputz an Frau Zumberg, und ein Kästchen von Rosenholz an das Asyl der Grauen Schwestern nach Königsberg zu übermitteln. Da findet die Oberin einen von Sr. Heiligkeit geweihten Rosenkranz, Pater Ambrosius ein gelehrtes Werk, das er seit lange zu besitzen wünscht. Für die Bußcapelle sendet sie ein kleines wunderthätiges Madonnenbild, und eine Kleinigkeit für Jeden

im Hause. Sinnig gewählt und eben so zierlich wie sorgfältig von ihr selbst verpackt, legt jede Gabe Zeugniß ab von der zarten Rücksicht, wie von dem dankbaren Herzen der Geberin. — Fräulein von Hohem hat nie großen Werth auf Geld gelegt, und sie war stets sehr freigebig. Selbst zur Zeit, wo sie, um ihr Vermögen betrogen, in die Lage kam, ihre Talente als dessen Ersatz betrachten zu müssen, hörte sie nicht auf, es zu sein. So ist Julchen in den Besitz vieler, zum Theil sehr werthvoller Schmucksachen gekommen, die unsere Freundin ihr freudig hingab, nur weil sie ihr besonderes Wohlgefallen daran geäußert hatte. Jetzt wo Fräulein von Hohem sich in ihrer bevorzugten Stellung so überaus glücklich fühlt, hat sich diese Nichtachtung des Geldes bei ihr so gesteigert, daß ich mich gezwungen sah, gegen ihren Willen und ohne ihr Mitwissen meine Vormundspflicht zu erfüllen und in ihrem Interesse wegen berechtigter Forderungen gerichtlich einzuschreiten."

Der Staatsrath schien sich zu besinnen und fragte dann:

„Verstehe ich recht, so handelt es sich hier um die Wiederanstrengung eines alten Prozesses?"

„Ganz recht! Um die endliche Aufklärung jenes großartigen Betruges, der das ganze von Herrn von Hohem für sein einziges Kind mühselig erworbene Vermögen in einem Augenblick verschlang!"

„Ja! ja! Ich weiß davon! Aber — haben Sie wirklich noch einen Schimmer von Hoffnung, in diese verjährte dunkle Geschichte Licht zu bringen? Licht — nachdem der unglückliche Bevollmächtigte des Bremer Hauses, dessen Briefschaften jener Gauner und muthmaßliche Mörder an sich nahm, seinen Wunden erlegen ist, ohne mit klarer Besinnnng die nöthigsten Angaben machen zu können?"

„Ich bin kein Sanguiniker," entgegnete der Hausherr ernst, „und obgleich ich den Gedanken, diese Sache noch einmal in Anregung zu bringen, stets als meiner Pflicht entsprechend festhielt, so habe ich mich doch bis heute keiner Illusion über die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens hingegeben."

„Bis heute?" fragte Frau Henriette verwundert, und der Staatsrath wiederholte mechanisch das Wort.

„Ja — von heute ab will ich, wenn auch nicht die Ueberzeugung, so doch die Hoffnung hegen, daß der alte Freund, der seit vier Jahren ruhelos die Entdeckung

des Verbrechers verfolgt, seine mühseligen Irrfahrten nicht umsonst gemacht haben wird."

„Sprichst Du von Benjamin Klassen, mein Isaak! — Weißt Du etwas von Benjamin Klassen, mein lieber, lieber Mann?" rief die Hausfrau lebhaft erregt.

„Ruhig, liebe Frau! Vor der Hand ist nur ein Brief des wunderlichen Alten und nicht er selbst hier angelangt."

Und dem leisen Vorwurf in Frau Henriettens Blick begegnend fügte Herr von Liborius freundlich hinzu:

„Du hattest in den letzten Tagen mit Deinen Hausfraupflichten vollauf zu thun, da mußte ich Dir jede Störung fern halten."

„Ist er gesund? Was schreibt er? O wie wird meine Sophie sich freuen!"

„Deine Sophie soll vorerst — auf ihres alten Freundes ausdrücklichen Wunsch — nichts davon erfahren."

„Von wo, unter welchem Datum ist der Brief an Dich gerichtet?"

„Ort und Zeit hat der Schreiber in dem Briefe absichtlich oder aus Versehen, nicht angegeben; und

wenn Du im Stande wärst, Beides auf dem Couvert heraus zu finden, würdest Du mir einen Gefallen thun.“ Das Letztere sagte der muntere Hausherr mit einem schalkhaftem Lächeln, und zog dabei den unsauberen, mit verwischten Poststempeln bedeckten Brief aus seiner Rocktasche.

Frau Henriette vertiefte sich sogleich in diese Aufgabe, und Herr von Leonhard, sichtlich in Mitleidenschaft gezogen, half ihr eifrigst dabei. Aber bald mußten Beide bekennen, daß ihre Mühe eine durchaus vergebliche sei.

„Geben wir es auf,“ sagte der Staatsrath, „es führt zu nichts! Mir ist es mit der Antwort eines Universitätsfreundes auf einen, vor Jahr und Tag an ihn gerichteten Brief ebenso ergangen. Ich erhielt sie vor einigen Tagen in einem Zustande, der nur noch das Zusammenstellen einzelner Sätze möglich macht, aus denen ich darauf schließen kann, daß sie vor vielen Monaten geschrieben wurden. Briefe, die nicht durch Staatsboten befördert werden, sind eben allen Zufälligkeiten der gestörten Verkehrsverhältnisse preisgegeben.“

„Das wird jetzt anders, Herr Staatsrath! Ja Sie werden bald wahrnehmen, daß es schon sehr viel

anders geworden ist, seit der König sein volles Augenmerk wieder auf Alles richten kann. Wie electrische Blitze durchzucken seine Cabinetsordres das Land! Und vom Geringsten bis zum Höchsten heißt es jetzt wieder, Ordre pariren und pünktlich seine Pflicht erfüllen. Der Geist und der mächtige Wille eines großen Mannes wirkt viel, wenn er auch nicht allwissend und allgegenwärtig sein kann."

In der Begeisterung für Friedrich, zu der Liborius sich leicht hinreißen ließ, lag mancher kleine Nadelstich für den hohen Beamten, der, ein geborner Preuße, doch in russische Dienste getreten war, um seinen Ehrgeiz rascher zu befriedigen. Auch flog über die schon gerötheten Wangen eine leichte Wolke. Sie blieb unbeachtet; auch von Frau Henriette unbeachtet, welche noch immer in Klassen's Brief vertieft war.

Kurz und ziemlich dunkel war das Schreiben.

„Nur Eines nimmt man deutlich darin wahr," bemerkte Liborius nachdenklich.

„Und das ist?" fragte Herr von Leonhard rasch.

„Daß des wunderlichen Alten Erwartungen auf's Höchste gespannt sind. Als ob es nur eine Frage der Zeit — einer nicht allzufernen Zeit wäre, daß Gold

und Ehren unserem Liebling in den Schooß fallen werden!“

„Auch das geht aus dem Briefe klar hervor, daß er nichts von Allem weiß, was sich seit seinem letzten, flüchtigen Besuch mit Sophien zugetragen,“ schaltete Frau Henriette lebhaft ein.

„Woher sollte er es wissen? Wohin hätten wir ihm Nachricht geben können? Als in Königsberg die Rede ging, Bekannte Zumberg's hätten ihn im schlesischen Kriegslager gesehen — Einer wollte ihn bei des Königs Zelt erblickt haben — waren Monate darüber hingegangen und das Lager längst aufgehoben. — Doch — Herr Staatsrath, entschuldigen Sie, daß wir in Ihrer Gegenwart diese nur uns so nahe berührende Privatangelegenheit so weitläufig erörtern.“

„Herr von Liborius,“ entgegnete der Staatsrath lebhaft, „ich habe immer eine Neigung Ihres großen Königs, — die für recht verwickelte Rechtsfragen — bis zur Leidenschaft mit ihm getheilt. Das beweist z. B. die alte Geschichte des berühmten Liebfrauenklosters in Baiern, die eben jetzt gleichsam von den Todten wieder erstanden, und in Allerwelts Munde ist. Sie haben doch gewiß auch davon gehört?“

„Bei der Frau Landräthin großem Kaffee, ja wohl!" bemerkte Frau von Liborius, „da ich aber kein Tendre für Klostergeschichten habe, hörte ich nicht recht hin."

„In unserem Kaufmannscollegium war auch davon die Rede. Das Baierland und seine katholischen Interessen liegen uns aber etwas fern."

„Allerdings! Allerdings! Aber dem Beutel der hochangesehenen Firma von Liborius in Elbing wird dieses ferne Interesse doch nahe kommen. Manche wohlgefüllte Beutel werden davon berührt werden."

Der Commerzienrath machte mit der Hand eine unwillkürliche Bewegung nach seiner Rocktasche, in der muthmaßlich der Schlüssel zu seinem Geldschrank stack. Wie hätte der Staatsrath sich des Lächelns enthalten können, welches diese Bewegung ihm entlockte, da selbst die Gattin des jungen Kaufherrn darob ganz ungenirt in das anmuthigste Gekicher ausbrach, aus dem heraus sie aber ihrem bedrängten Gatten in kluger Weise zu Hilfe kam.

„Herr Staatsrath! dürfte ich es wagen, daran zu erinnern, daß Sie uns eigentlich von Ihrer Liebhaberei für schwierige Rechtsfragen erzählen wollten."

Ich kann meiner schönen Gastfreundin nur danken, daß ihr mein Lieblingsthema nicht unangenehm ist. Was ich sagen wollte, ist, daß ich ein Knabe von kaum eilf Jahren war, als der berüchtigte Freiherr von Trenk mit seiner wilden Pandurenschaar in Baiern einfiel, und sengend und brennend das unglückliche Land durchzog. Nahe der bairischen Grenze lag der Pfarrhof meines Vaters, und nicht unmöglich schien's, daß die wilde Schaar bis zu uns gelangen könnte. Da hieß es eines Tages aber, daß die entsetzlichste Gräuelthat, die sie jüngst verübt, zugleich ihre letzte gewesen sei. Abseits der Heerstraße, in einem stillen Gebirgsthal lag das Liebfrauenkloster. Nur einmal im Jahr, wenn Tausende von Wallfahrern zu dem wunderthätigen Madonnenbilde pilgerten, das die Kirche des Klosters barg, wurde es dort laut. Aber der Ruf des wunderthätigen Bildes war längst in alle katholischen Lande gedrungen, und da sich eben um jene Zeit auch die Kunde verbreitete, eine fürstliche Frau habe sich in die heiligen Mauern zurückgezogen und sei dort Aebtissin geworden, so ging auch die Sage von den großen Reichthümern, die sie dem Kloster gespendet und von den echten Perlenschnüren, die jetzt am Halse der Ma-

donna hingen, in alle Lande hinaus. Davon mochten Trenk und Genossen gehört haben. Genug — sie fielen in finsterer Nacht über das Kloster her — und Worte beschreiben die Thaten nicht, welche sie dort verübten, und die von den hochauflodernden Flammen des Kirchenbrandes beleuchtet wurden. Das wunderthätige Madonnenbild ward in Stücke gehauen; die Nonnen, die am Altar Schutz suchten, furchtbar mißhandelt und dann in die Flammen geworfen; — Einzelne mit fortgeschleppt. So eine Novize aus edlem Hause, — man sagte, es sei die Tochter der Fürstin Aebtissin gewesen, ein engelschönes junges Mädchen, das der Mutter Hang zur religiösen Schwärmerei geerbt, und ihr Leben dem Dienste der Madonna angelobt hatte. Ein durch seine Schönheit berühmter, dann durch sein wüstes Leben berüchtigter Cavalier, der wildeste Geselle des furchtbaren Pandurenführers auf diesem Zuge durch das Baierland, sollte dieses Fürstenkind geraubt haben. Auf den Namen des Räubers besinne ich mich nicht, eben so wenig auf den der Geraubten. Im Uebrigen aber hat mein Gedächtniß alle Einzelheiten dieses schauerlichen Nachtstückes über zwanzig Jahre so treu bewahrt, daß ich Ihrer Majestät der Czarin davon

erzählen konnte, als sie mir neulich bei meiner Abschieds-Audienz einen darauf bezüglichen Auftrag gab. Freilich hat der katholische hohe Clerus Baierns damals, und wie ich jetzt wahrnehme, sogar bis auf den heutigen Tag Sorge getragen, daß die Unthat im Volksmunde bleibe. Bänkelsänger wurden ausgesandt, um sie durch Bild und Wort recht anschaulich zu machen. Ich habe selbst, mit Alt und Jung aus unserem Dorfe, auf dem Pfarrhofe den Sänger sein buntes Stangenbild erklären hören. Wie folgten wir mit offenem Mund und Augen seinen Fingerzeigen auf dem Bilde! Mehr noch als die Worte des Liedes durchschauerte und überzeugte uns das dreitheilige Bild. Erste Abtheilung: Rothgelbe Flammen, pechschwarzer Himmel darüber, und in den brennenden Fenstern mit kreideweißen Gesichtern die händeringenden Nonnen. Zweite Abtheilung: Plünderung, Mißhandlung, Mord und Todtschlag. Trenk selbst zerhaut das Madonnenbild. Ein schwarzer Reiter sprengt davon; vor sich im Sattel hat er eine weiß gekleidete ohnmächtige Jungfrau; bis hart an die Hufe des Pferdes streifen ihre goldenen Zöpfe, während sein rabenschwarzes Haar und die Mähne des Thieres sich aufwärts sträuben. Es scheint

der Teufel in eigener Person zu sein. Dritte Abtheilung: — —"

Hier wurde der Erzähler unterbrochen. Man mußte es ihm nachrühmen, daß er seine Sache gut gemacht, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer, besonders der beiden Damen, auf's Höchste gefesselt hatte.

„Dritte und letzte Abtheilung," rief die schöne Hausfrau, den Kopf auf dem schlanken Halse stolz aufrichtend. „Ein Trupp preußischer Reiter, von einer Recognoscirung zurückkehrend, kommt plötzlich angesprengt. Mit Gott für König und Vaterland! Hurrah! Nieder mit den Brandstiftern! Der Offizier, der die Reiter führt, stürzt sich mit ihnen in stürmischem Angriff auf die Banditen. Sie jagen den wilden Teufeln einen Theil ihrer Beute ab, schlagen sie, nach wüthender Gegenwehr, in die Flucht, und löschen auch noch den Brand. Der Kampf war aber so blutig, daß von beiden Seiten nur Wenige heimkehrten, um davon zu erzählen. Daher rührt es, daß man auch den Namen des tapfern, preußischen Offiziers nicht kennt, der wohl auch als Opfer seiner edlen That auf dem Kampfplatz blieb! — Sie sehen, Herr Staatsrath, daß mein Gedächtniß erwachte, während Sie sprachen, und so bleibt

Bayerische
Staatsbibliothek
München

mir die Beschämung erspart, einen Zug aus der jüngsten preußischen Geschichte vergessen zu haben! Einen Heldenzug, der uns Schulmädchen zu Thränen rührte, als der Herr Lehrer ihn vortrug."

„Geehrte Frau von Liborius, wie leid thut es mir, Ihnen sagen zu müssen, daß des bairischen Bänkelsängers Lied und Bild der preußischen Reiter keine Erwähnung thut. Schlecht hätte es den Clericalen gepaßt, Rettung und Schutz abtrünnigen Ketzern zu verdanken!„

„In jenem Falle mußte ein Wunder helfen, und das Wunder geschah auch. Als Trenk den dritten Hieb gegen das Bild führte, bewegten sich die Augen der Madonna und sahen ihn flehend an. Das erschreckte und rührte den Sünder. Er stürzte fort und befahl den Panduren, das Feuer zu löschen. Sie gehorchten ihm nicht, sondern zogen beutebeladen ab. Aber man sah, wie jetzt beim Löschen eine Schaar von Engeln dem reuigen Sünder half, der dann später auch hinging und sich selbst den Gerichten überlieferte.*)

*) Der Pandurenführer Trenk, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, ist bekanntlich auf dem Spielberg in Mähren im J. 1749 als bekehrter Frommer gestorben.

Die Augen der Madonna hatten den Sünder bekehrt, die Flammen gebändigt, die Mauern des Klosters erhalten. Den Bischöfen war es nun darum zu thun, dafür zu sorgen, daß die Mittel beschafft würden, um das heilige Haus für diese wunderthätigen Augen wieder aufzubauen. Während der Krieg unsere Fluren verwüstete, hörten sie nicht auf, ihr Augenmerk dem frommen Friedenswerke zuzuwenden. Und kaum hatten sich die weltlichen Fürsten versöhnt, so traten die Kirchenfürsten, an ihrer Spitze Se. Heiligkeit der Papst, damit hervor, daß die Liebfrauenkirche im alten Glanze wieder aufgerichtet, die zürnenden Wunderaugen der Madonna versöhnt werden müßten. Freiwillige Gaben fließen von allen Seiten in Hülle und Fülle zusammen; der großartige Bau soll schon so weit fortgeschritten sein, daß die neue Nonnenansiedlung bald wird in's Leben treten können. Und wissen Sie, welche Congregation von frommen Frauen, mit Genehmigung der Höfe von Petersburg und Berlin, zu dieser Ansiedlung bestimmt ist? —"

„Doch nicht etwa die Grauen Schwestern von Königsberg?" rief lebhaft Frau Henriette.

„Gerade diese, meine geehrte Frau von Liborius!

Und zwar auf besonderes Ansuchen der frommen Oberin bei Sr. Heiligkeit. Ich selbst bin von der Czarin beauftragt, der Frau Anastasia eine nicht unbedeutende Summe einzuhändigen, und mich überhaupt der frommen Congregation Behufs dieser Umsiedlung in jeder Art hilfreich zu erweisen."

„Wie wird diese Nachricht meine Sophie in Verwunderung setzen!" rief die Hausfrau.

„Sage: erfreuen, Kind!" fügte der Hausherr hinzu. „Denn die Möglichkeit, Frau Anastasia wiederzusehen, deren zärtlicher Pflege sie die Erhaltung ihres Lebens verdankt, wird ihr dadurch nahe gerückt. Das Liebfrauenkloster im bairischen Gebirge kann nicht weit ab von den Wegen liegen, die dem fürstlichen Reisewagen vertraute Wege sind."

Frau Henriette nickte zwar zu der Bemerkung ihres Gatten mit dem Kopfe, doch schien sie einen anderen Ideengang zu verfolgen. Nachdenklich wandte sie sich gegen ihren Gast und blickte ihn forschend an:

„Aber Herr Staatsrath, ich suche auch hier vergeblich den verwickelten Rechtsfall, der Sie so sehr interessirt. Diese Sache könnte ja gar nicht vor Gericht

gebracht werden. Wer soll hier Kläger sein? und wer der Verklagte?"

„Der Kläger, verehrteste Frau von Liborius, ist die katholische Kirche im Namen des Liebfrauenklosters und der Liebenfrau. Die Verklagten sind die Rädelsführer bei jenem nächtlichen Ueberfalle."

„Die Todten? Herr Staatsrath!"

„Todt ist Trenk! Aber er hat den Namen jenes vertrauten Gefährten bei allen seinen Unthaten genannt, und die Kirche hat in aller Stille weiter nach ihm geforscht. Sie hat seine Spur über die russische Grenze und von dort zurück verfolgt. Das ganze Leben des bis zur tiefsten Erniedrigung Gesunkenen ist von ihr ausgespäht, und sie hält ihn auf Tod und Leben in ihrer Hand."

„Nicht unmöglich scheint mir das," bemerkte der Hausherr. „Unwahrscheinlicher ist mir aber, daß die Kirche sich um einen bloßen Vagabunden so viele Mühe geben sollte. Vornehme Namen an den Pranger zu stellen, ist auch nicht ihre Art; es müßte denn sein, daß ihr Gewinn daraus erwächst."

„Ihre Vermuthung ist sehr richtig, Herr Commerzienrath, und wird durch den Umstand bestätigt,

daß der Name des Verbrechers, um den es sich hier handelt, in den Acten, in die ich Einblick nahm, durchweg fehlt, uud durch eine Chiffre ersetzt wird. Was aber den Gewinn betrifft, so haben die geistlichen Anwälte der wunderthätigen Madonna ihre Rechnung gewiß auf sicheren Grund gestellt. Der Nichtswürdige hat eine Familie, welche wohl in Ehren und Ansehen geblieben, vielleicht gestiegen ist. Diese muß den Verschollenen, oder Todtgeglaubten, entweder auf dem Pranger wiedersehen — oder — sie muß zahlen, was man im Namen der Madonna von ihr verlangt. Wenig wird es nicht sein! Neben der Familie des Strolches wird auch jenes fürstliche Haus, dem die Tochter geraubt wurde, an die Macht der Kirche glauben müssen. Ihm mußte es wohl zu einigem Troste gereichen, daß damals die Schande des Kindes in den Kriegsereignissen unterging. Leute, die gesagt hätten, „wer weiß, ob die schöne Klosterbraut dem schönen Räuber nicht freiwillig gefolgt ist?“ würden sich doch gefunden haben und würden sich wohl heute noch finden. Eine große Wette wollte ich eingehen — daß auch dieses Fürstenhaus der Madonna seinen reichen Altartribut dafür wird bezahlen müssen, daß jene alte Ge-

schichte nicht wieder aus ihrer Vergessenheit geweckt werde. — — Bemerken Sie nun, wie anregend dieser Handel für Einen sein kann, der sich für derlei Dinge interessirt?"

„Hat Rußland den Verbrecher ausgeliefert?"

„Nein! — Es war nicht in der Lage dazu, weil es seinerseits auch auf ihn, als auf einen Fahnenflüchtigen fahndete. Aber die Identität der Person soll festgestellt werden. Die Czarin selbst interessirt sich so sehr für diesen Fall, daß ich beauftragt bin, ihr darüber zu referiren."

„So befindet sich der Held Ihres Rechtsfalls auf preußischem Grund und Boden in Haft?" fragte der Commerzienrath.

„Auf wieder preußischem Grund und Boden. Doch nicht eigentlich in Haft — nur unter'm Fangenetz, das nach Belieben festgezogen werden kann."

„Wären wir doch mit dem Verbrecher in dem von Hohem'schen Rechtsfalle auch schon so weit!" seufzte Sophien's fürsorglicher Vormund, und der Staatsrath nahm diese Sache, von der man ausgegangen, aber unvermerkt ganz abgekommen war, mit der beinah' hastigen Frage wieder auf:

„Sagten Sie nicht, daß Fräulein von Hohem ihren Rechtsstreit nicht wieder angeregt zu sehen wünsche?“

„Ja, sie bat mich dringend, die alte Geschichte ruhen zu lassen. Wir können damit — so schreibt sie — einen Menschen, der sich vielleicht gebessert, ja, eine ganze Familie in's Elend stürzen! Und was hätte ich davon! Geld kann jetzt das Glück meines Lebens nicht erhöhen; und sollte ich das Unglück haben, meine Fürstin zu verlieren, so würden Berge von Gold mich nicht trösten können! Wie wenig wird mir dann genügen, um in stiller Zurückgezogenheit an mein verlorenes Glück zu denken!“

Herr von Liborius, dessen weise Sparsamkeit sich im Allgemeinen auch auf Worte erstreckte, deren er selten mehr als nöthig machte, wäre hier wohl stehen geblieben, und hätte es dem Herrn Staatsrath überlassen, aus Sophien's Aeußerungen den Rückschluß auf ihren Charakter zu ziehen. Aber ein Blick auf Henriette zeigte ihm, daß sie schon wieder in die ihr heut so geläufige Rolle der geharnischten Minerva verfiel, und ihr Zünglein in Bewegung setzte, um dem gefeierten Gast ein Stück ihrer Weisheit als letztes Confect zu präsentiren. Deshalb beeilte sich der Hausherr,

diesmal ein Mehreres im Reden zu leisten. Das würzige Mahl und die herrlichen Weine hatten auch seinen Kopf etwas erwärmt, und der Anblick seines in Freundschafts-Extase erglühten, reizenden Weibchens verlockten sein Herz, ihr einen rechten Gefallen zu thun. Er rief daher etwas plötzlich und mit einem Feuer, das Herrn von Leonhard sichtlich in Erstaunen und Frau Henriette in Entzücken versetzte:

„Mir scheint doch, Herr Staatsrath, daß in einer Welt, wo Jeder zuerst an sich denkt, und es Gott anheim stellt, für Alle zu denken, die Anschauungen und Gefühle unserer Freundin hoch über der Alltäglichkeit stehen! und daß diese Anschauungen und Gefühle, so weit ich es zu beurtheilen vermag, durchaus nicht heidnisch sind."

Aber kaum hatte er diesen kriegerischen Passus auf dem Altar seiner Hausgöttin geopfert, als die Klugheit, welche den Herrn Commerzienrath zu leiten pflegte, wieder die Oberhand gewann. Er wußte schnell seinen vornehmen Gast der Nothwendigkeit einer Antwort zu überheben. Denn auf seinen Wink hob die Hausfrau in diesem Augenblick die Tafel auf. Herr von Leonhard ließ noch einen wohlgefälligen Blick

über den Raum gleiten, in dem, wie er sich galant ausdrückte, Schönheit und Güte das köstliche Mahl auf's Feinste gewürzt hätten, und bot dann Frau Henrietten den Arm.

Im Putzzimmer brannten Wachskerzen auf silbernen Kandelabern. Feiner Parfum durchduftete die erwärmte reine Luft. In sächsischen Porzellantassen wurde der schwarze Kaffee und in winzigen Krystallbechern Rosoglio und Anisette servirt.

Frau Henriette nahm ihre Stickerei zur Hand, und Lottchen zog verstohlen aus der unendlichen Vertiefung ihres schwarzen Pompadours einen großen blauen Lazarethstrumpf, den sie heute noch fertig stricken wollte. Mit stillem Entsetzen machten sich des Herrn Staatsraths empfindliche Nerven auf das Klappern der Nadeln gefaßt — und beinah' mit Bewunderung blickte er das kleine Dämchen an, als das Geschäft mit einer Geräuschlosigkeit vor sich ging, welche ihrem ganzen lautlosen Gebahren glich.

In seinem Armstuhl versunken, seinen Mocca schlürfend, gönnte der Gast seinem Hausherrn nur eine kurze Pause, dann sagte er:

„Da erscheint ja dieser Benjamin Klassen wie eine

Art guter Zauberer im Kindermärchen, um Fräulein von Hohem verlorene Schätze in den Schooß zu rollen.“

„Ganz so weit sind wir allerdings noch nicht; doch muß ich gestehen, daß ich selbst bei kaltem Blute geneigt bin, sein Erscheinen in diesem kritischen Augenblick als ein gutes Omen zu betrachten. Denn nicht nur ist er im Besitz aller, auf die Lebensstellung des seligen Herrn von Hohem bezüglichen Documente — da ja dessen Seehandelsgeschäfte auf den Namen Klassen geführt wurden — er ist auch der Einzige, der im Falle einer Confrontirung jenen Verbrecher erkennen könnte.“

„Glauben Sie, daß er demselben auf der Spur ist?“

„Das spricht er in seinem Briefe nicht aus. Ueberhaupt macht mir fast jeder Satz darin den Eindruck eines uns zum Lösen aufgegebenen Räthsels. Klingt es zum Beispiel nicht wie ein Orakelspruch, wenn er sagt: Schreiten Sie energisch ein! Advocaten, Polizei, Gericht sollen nicht zu Athem kommen! Treiben Sie's bis vor den König! Der wird sie schon Alle Mores lehren! Sophie v. H. Instructorin! Es wäre zum Todtlachen, wenn's nicht zum Todtärgern wäre! Aber der alte Klassen lebt, und wird zur rechten Zeit

den Mund aufmachen! Am 3. Juli 1764 muß dem Engelskinde die Stellung im Leben gesichert werden, die ihm gebührt! „Muß“ sag ich! Dreimal — muß!“

„Der 3. Juli ist Sophien's zwanzigster Geburtstag! An diesem Tage soll sie in den Besitz der Tagebücher ihres Vaters gelangen. Wer weiß, was da noch Gutes und Schönes für unser Feenkind zum Vorschein kommen wird!“ Frau Henriette rief das mit begeistertem Munde, und ihre nußbraunen Augen flammten enthusiastisch auf.

Der Hausherr lächelte und nahm seinen gewohnten ruhigen Geschäftston an, wohl um den phantasievollen Eifer der Gattin ein wenig zu dämpfen.

„Alles Combiniren ist hier vergeblich. Ich habe, als nach Abschluß des Friedens die stockenden Rechtshändel coulant wurden, auch den Proceß meiner Mündel wieder aufgenommen und freue mich, daß wir Angesichts der glänzenden Lage, in der sie sich befindet, den Verlauf desselben ruhig abwarten können.“

„Fügen Sie hinzu, mein geehrter Herr Commerzienrath,“ sagte ebenso geschäftsmäßig, nur mit einer kleinen Beigabe von vornehmer Nonchalance Herr von Leonhard, „daß Sie auch einen etwaigen und wahr-

scheinlichen Mißerfolg mit derselben Ruhe in's Auge fassen werden. Der Rechtsfall selbst gehört zu den vertractesten, die es giebt. Und ich möchte wohl Studien an dem Gesicht des abgefeimten Schurken machen, der erst einen Raubmord begeht und dann die Stirn hat, sich selbst als den Geschäftsmann zu präsentiren, welcher der Ermordete gewesen. Ob er den Strick nicht über sich baumeln sah, während in Amsterdam mit holländischem Phlegma der trügerische Vertrag zwischen ihm und Klassen & Comp. geschlossen wurde?"

„Galgenhumor und Galgenmuth muß derlei Gelichter haben, aber die Kriegszustände, welche der Schrecken der armen und ehrlichen Bevölkerung sind, erleichtern solchen Schurken ihr Handwerk und lähmen die Hand der Justiz."

Jetzt trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Herr von Leonhard kam jedoch bald nochmals auf einen Punkt zurück, der ihn besonders zu interessiren schien.

„Die Fürstin von Hohenlohe besitzt zwar, wie ich in Petersburg vernahm, kein übergroßes Privatvermögen, und führt einen sehr luxuriösen Hofhalt; da aber die Subsidien, welche die Czarin an ihre Cousine zahlt, stets reichlich fließen und nebenbei die kostbarsten,

wahrhaft kaiserlichen Geschenke kein Ende nehmen, so ist die kinderlose Fürstin gewiß in der Lage, Fräulein von Hohem ihrem Range entsprechend zu bedenken. — Das schließt natürlich den Wunsch nicht aus, es möge auch der interessante Rechtsfall zu ihren Gunsten ein glückliches Ende nehmen."

Wie auf Verabredung vermieden Herr und Frau von Liborius gleichmäßig auf dieses Thema weiter einzugehen, und so brach das Gespräch darüber endlich ab.

Am nächsten Morgen reiste der Staatsrath nach Schloß Braunsberg. Er beurlaubte sich schon an diesem Abend von der Hausfrau.

Als er fort war, fiel Frau Henriette ihrem Hausherrn um den Hals, streichelte sein geröthetes Gesicht, nannte ihn einen Anwalt der Jugend und Schönheit, und betheuerte, daß ihre Sophie davon Kunde erhalten solle. Er ließ sich Lob und Liebkosung nicht ungern gefallen, mußte aber als Nachtrag auch noch ein Stück Lebensweisheit seiner holden Gemahlin mit in den Kauf nehmen.

„Siehst Du, mein Isaak, so ganz durch und durch erkennst Du diesen makellosen, an Verstand und Moral Alle überragenden Herrn doch nicht! Darum erlaube

mir, daß ich Dir Eines sage: Sophien's Ruhe, ihr gänzliches Vergessen seiner Persönlichkeit macht ihn wüthend! Wäre sie aus Gram um ihn gestorben, oder litte sie wenigstens an fortgesetzter, marternder Sehnsuchts-Migräne, so würde das diesem tugendhaften Mustermann weit mehr behagen! Er würde sie bemitleiden, vergessen und vollkommen ruhig und glücklich sein. So aber — da sie es wagt, ihn zu vergessen — haßt und liebt er sie zu gleicher Zeit, muß er an sie denken, und wird er diesen empfindlichen Stachel seiner verletzten Eitelkeit bis an sein Lebensende mit sich herumtragen."

„Närrchen, Närrchen! Was phantasirst Du mir da vor!" entgegnete der weise junge Kaufherr. Aber sein Jettchen blieb absolut bei ihrer ausgesprochenen Meinung.

Kurze Zeit darauf brachte eine Karte die Nachricht der glücklich vollzogenen Verbindung des Herrn Staatsraths von Leonhard Excellenz mit der verwittweten Generalin von Konoptschin, gebornen Gräfin Damnau, nach Elbing. Die Karte war das Meisterstück eines Königsberger Künstlers. Amoretten in den verdrehtesten Körperstellungen, mit Pausbacken und ange-

schwollenen Gliedern, mit Fackeln, Bogen und Pfeilen. Ein Altar mit Rosenketten für schnäbelnde Tauben.

Henriette lächelte fein und fand die flatternden Bänder des geschlungenen Liebesknotens überschwenglich lang. „Sie kommen mir vor wie Zaum und Zügel für den Ehemann. Die Rosenketten sind kurz genug. Die Tauben von der Farbe gemeiner Feldflüchter und Kropftauben. Deine schönen Mövchen und Thümler, mein Isaak, sind es nicht, die mich bezauberten von Kindesbeinen an! Deren Enkel noch immer als reinste Race auf meinem Hühnerhof mich entzücken!"

XIV.

Zwei seltsame Verhöre.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in Braunsberg dauerten nach der Sitte der Zeit acht Tage. So viele Tage, so viele herrliche Gewänder für die Braut gehörten zu diesen Sponsalien. Den prächtigsten Staat, der die Braut am Hochzeitstage schmückte, hatte die Czarin gespendet, während der Bräutigam ihr den kostbarsten chinesischen Lampas, wie fürstliche Bräute ihn trügen, über Nischnei-Nowgorod direct aus China verschrieben hatte. Die Gräfin Damnau legte wirklich Ehre ein mit ihrem Schwiegersohn, und nie gab es eine zufriedenere Schwiegermutter. Sr. Excellenz dem Herrn Staatsrath von Leonhard wiederum ward die hohe Genugthuung zu Theil, vollständig anerkannt und gewürdigt zu werden, und nach Verdienst Huldigungen

zu empfangen. Mit schönem Gleichmuth war er zur Verlobung geschritten, eben so schritt er in das Ehebündniß hinein. Er war keine demonstrative Natur; er war Stoiker und würdevoller Staatsbeamter, wie er im Buche steht. Er liebte die Thätigkeit und die Ausübung der Macht. Mehr noch liebte er Nachdenken, geistigen Fortschritt und Ruhe bei seinen Arbeiten.

Als er, die stattliche, vornehme Braut an der Hand führend, durch die dichtgedrängten Massen der Zuschauer schritt, und das laute Gemurmel des Beifalls sein Ohr traf, fühlte er stolze Befriedigung. Die weiße, zarte Seide des Kleides der Braut war wie mit einem feinen Goldnetz, und dieses wieder mit Rosenguirlanden durchzogen. Das prächtige Juwelen-Diadem und der ganze Hals- und Armschmuck war von der Czarin für die Repräsentantin in Warschau bestimmt, um auf die übermüthigen Woiwoden und ihre Gemahlinnen Eindruck zu machen. Groß war die Freude der Damen beim Empfang dieser Herrlichkeiten gewesen, und doch legten sie der Gabe des Bräutigams den höchsten Werth bei. Sie wurden nicht satt, den schweren, blüthenweißen Lampas zu

bewundern, der mit hellblauen Blumenbüscheln durchzogen war, aus denen silberne Staubfäden anmuthig herab und in die großgegitterten Goldranken hineinfielen, die über das ganze entzückende Gewebe ausgestreut waren.

Nie war in Ostpreußen ein solches Fest gesehen worden. Auch brachen die Tische fast unter der Last der Schüsseln auserlesenster Art. Fluthen von Rum und Cognac floßen in die damit vertrauten Kehlen der ländlichen Ritterschaft. Königsberg hatte alle seine Köche liefern müssen. Unter den Gästen glänzten der Regierungs-Präsident, der Gouverneur und alle hohen Würdenträger der Provinz. In der Hochzeitsballnacht leuchtete der Schloßhof von Braunsberg tageshell von Fackeln, Flambeaus und Feuerbecken in das Brillantfeuer der Sterne am Winterhimmel hinein. — —

In derselben Nacht schaukelte sich eine russische Fregatte, die fürstliche Herrin vom Hartenstein und ihr Gefolge tragend, in dem wundervollen Golf von Neapel. Derselbe Himmel leuchtete über ihr — nur strahlten seine Sternbilder dort in dunklerem Blau, und die fein gezeichnete Mondsichel glänzte dort heller.

Doch an solche Fernen dachte der Herr Staats-

rath wohl nicht, als er, die Braut am Arm, in den Ballsaal trat. Sein Wohlgefallen an der schönen, begabten, vornehmen Dame hatte sich zur größten Werthschätzung gesteigert, und diese Verbindung war für ihn der Inbegriff von Lebensweisheit und Glück. — Lauter Jubel begrüßte die Eintretenden; nur auf sie hatte die rauschende Tanzmusik gewartet, bei der bald Alt und Jung sich mit Entzücken bewegte. Es war als ob sie plötzlich dem Alter neue, der Jugend doppelte Kraft gegeben hätte. Der Bräutigam machte im Tanz, wie in allen höfischen und ritterlichen Künsten seinem Lehrer Ehre. Der ernste, junge Mann war heute wie umgewandelt, und imponirte den Verwandten der Braut und der ganzen Versammlung durch seine Schönheit wie durch seine feinen Allüren.

In dem Programm der Hochzeitsfeierlichkeiten stand auch eine Wolfsjagd. Russische Nimrode waren die Vettern der Braut, und sie hatten ihr Rüstzeug nicht vergessen. Ganze Districte waren aufgeboten, um die wilden Bestien gleichzeitig zu hetzen und zu vertilgen. Aber den jungen Ehemann dispensirte von der Wolfsjagd ein Courier aus Petersburg, dem die kluge Schwiegermutter viel mehr Wichtigkeit beimaß'

als er eigentlich hatte. Kaum war das Fest verrauscht, und die bunte Gesellschaft aus dem Braunsberger Schlosse gewichen, da folgte wirklich eine wichtige Cabinetsdepesche der andern, und der fleißige Großwürdenträger saß, in Actenstöße vergraben, in seinem Studierzimmer. Die Czarin nannte das „Urlaub" und „die Rosenzeit seiner Ehe." Aber er hatte seinen Lohn vorweg, und war zusehr Geschäftsmann, um diese Arbeiten lästig zu finden. Seine Damen störten ihn nie, nur daß Eine oder die Andere leise heran geschlichen kam, um ihm Kraftbrühe und einen Imbiß zu bringen. Ein Handkuß, ein Blick des Dankes lohnte die Rücksicht.

August III. von Sachsen, Wahlkönig von Polen, war gestorben, und Katharina II. bot Alles auf, um ihren Liebling Poniatowski zur Wahl zu bringen. Die Karten mußten gemischt, die Woiwoden und Landboten mit Gold und Gütern erkauft, der Czarin Wunsch um jeden Preis erfüllt werden. Natürlich eilte der Staatsrath, nach Warschau zu kommen. Er bot der Czarin eine Abkürzung der arbeitsvollen Urlaubszeit an. Seine kränkelnde Gemahlin und ihre Mutter

konnten ihn nicht begleiten. Ende März rüstete er sich zur Reise.

Aber auch in Königsberg war noch ein Geschäft abzuthun, welchem die Czarin, trotz der wichtigen politischen Tagesfragen, die sie beschäftigten, eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit widmete. Notizen von höchsteigener Hand, diese Nebenangelegenheit betreffend, hatten der letzten Cabinetsdepesche beigelegen. Der Staatsrath solle nicht Kosten und nicht Mühe scheuen, ja selbst seine kostbare Zeit weniger als sonst in Anschlag bringen. Die Czarin würde ihm diesen Dienst als besonderen Freundschaftsdienst anrechnen, und das Gelingen dieser Sache würde ihre Werthschätzung des treuesten Beamten aufs Höchste steigern.

Neu gehoben in Kraft und Lust zur Thätigkeit fühlte sich Herr von Leonhard. Wie würde er in diesem besonderen Vertrauen seiner hohen Herrin geschwelgt haben, hätte er nicht wahrnehmen müssen, daß es doch kein unbedingtes war. Die Namen der Hauptpersonen, um die sich der geheime Auftrag drehte, fehlten immer noch in den Notizen.

Spät Abends fuhr er von Schloß Braunsberg ab. Vor dem Pfarrhause befahl er zu halten, und

ließ den Herrn Pastor Groß herausbitten. Zum Aussteigen und Eintreten in's Haus fehlte Sr. Excellenz die Zeit. Der gute Pastor beeilte sich, dem Rufe zu folgen. Als er die Thüre öffnete, schallte eine keifende Frauenstimme hinter ihm her. Auch das kleine Wesen, das jüngst der Storch in's Pfarrhaus gebracht hatte, machte seine Ansprüche an's Leben durch lautes Schreien geltend.

Der Staatsrath neigte sich zum Wagenschlage heraus, und bot dem Seelsorger, dessen Aussehen die häuslichen Freuden nicht eben verbessert hatten, freundlich die Hand.

„Ich will nicht fort, ohne Ihnen Adieu zu sagen, lieber Pastor!"

„Sehr gnädig Excellenz!"

„Sie besuchen doch meine Damen zuweilen?"

„Wie sollte ich es versäumen, der Frau Gräfin, meiner gnädigen Patronin, und Ihrer Excellenz, Dero Frau Gemahlin, so oft sie es gnädigst erlauben, meine devoteste Aufwartung zu machen?"

„Ah, à propos, lieber Pastor! Kennen Sie vielleicht in Königsberg einen Mann, der Felbinger heißt?"

„Zu dienen Excellenz! Den Mann kenne ich!

Das heißt, wenn es derselbe ist, der seit mehreren Jahren Botendienst versieht, und sich durch seine Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit einen besonders guten Ruf in Königsberg und Umgegend erworben hat. Er ist sogar von den grauen Schwestern als Bote angenommen!"

„So! So! Das ist ja ein gutes Zeugniß, welches Sie dem Mann da ausstellen. Wissen Sie vielleicht auch seine Wohnung anzugeben, falls ich mich seiner bedienen sollte?"

„Zum Asyl der Grauen Schwestern gehört ein kleines Nebenhaus, in dem eine bei ihnen bedienstete arme Magisterin, und jetzt auch dieser Felbinger wohnt!"

„Schönen Dank, Herr Pastor, und ein herzliches Lebewohl! . . Es geht Ihnen doch gut — nicht wahr?"

„Der liebe Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, Excellenz!"

Der Staatsrath nickte noch einmal mit dem Kopf, und winkte zugleich dem Diener, der harrend abseits stand, mit der Hand. Dieser schloß die Wagenthüre der bequemen Berline, und die vier Pferde der Gräfin

Damnau zogen an. Der Nachtwind wehte frostig; der Staatsrath wickelte sich fest in seine Wildschur.

In einer ähnlichen Nacht war Sophie ohne Mantel, mit glühendem Kopf und krampfhaft pochendem Herzen von Braunsberg nach Königsberg gefahren.

Galt das Frösteln des hohen Beamten dieser Erinnerung?

Er stieg im Schlosse ab. In demselben Schlosse, wo vor zwei Jahren — ja, ja, es wurden bald zwei Jahre — die Fürstin von Hohenlohe die arme, verwaiste, von todesgefährlicher Krankheit erstandene Sophie von Hohem in ihre Dienste nahm . . . Es waren vielleicht dieselben Zimmer, wo eine edle Frau aus den kindlichen Zügen des jungen Mädchens, die er, der weise Mann, sich hatte deuten und mißdeuten lassen, wie aus einem offenem Buche, die Reinheit ihres Herzens und das hohe Streben ihres schönen Geistes las.

Aber daran dachte der mit Geschäften belastete hohe Beamte doch wohl nicht, als er um die zehnte Vormittagsstunde des nächsten Tags die Notizen der Czarin in der Hand, durch die feuchten Fensterscheiben auf's Meer hinaus schaute? Das war ja das Meer

nicht, das Neapels schönen Strand umspülte, und jener schwerfällige Dreimaster, welcher die Spitze gegen Norwegen gewendet, mit dem Eiswind kämpfte, der an seinen Flanken riß, glich auch der schlanken Fregatte nicht, auf welcher die Fürstin von Hohenlohe und ihr Gefolge sich im Golf von Neapel schaukelte. Und die Idylle im norwegischen Fjord — wo war die geblieben?

Der Staatsrath that einen raschen Zug an der Klingelschnur. Sein Kammerdiener stand im Augenblick an der Thür.

„Ist die Bestellung an den Boten Felbinger gemacht worden? —

„Zu Befehl Excellenz!“

„Wird er kommen?“

„Er wird Nachmittag fünf Uhr hier sein.“

„Ein handfester Mann von der Schloßbedienung soll sich sogleich im geschlossenen Wagen nach dem Asyl der Grauen Schwestern verfügen, und diesen Brief an den Pater Arzt abgeben. Es wird sodann seiner Aufsicht ein . . . kranker . . Büßermönch anvertraut werden, den er hieher zu bringen hat. Red' und Antwort wird dem — Kranken — nicht gegeben.“

„Zu Befehl Excellenz!“

Nach der Entfernung des Dieners durchdachte der Staatsrath nochmals die Art seines Vorgehens in dieser Sache, und brachte Alles genau zu Papier. . . Die Haupthebel bei solchen Verhandlungen waren dem hohen Beamten genau bekannt, dessen Erfahrungen weit über seine Jahre hinausreichten.

„Furcht und Hoffnung werden den Gauner zum vollen Geständniß bringen. Es wird mir nicht schwer werden, von ihm die Namen zu erfahren, welche die Czarin mir unbegreiflicher Weise vorenthält. — Dann kommt der alte Kuttenträger an die Reihe. Die Geschenke der Czarin, die schuldige Dankbarkeit haben bei dem Kloster guten Grund gelegt. Was kann ihnen am Ende an dem Kerl liegen! Ihn auf gute Art los, und dafür noch belohnt zu werden, müßte, so möchte ich glauben, ihnen nur willkommen sein. Pour sauver les apparences sprengen sie aus, er sei entsprungen. Den Dritten stachelt die Leidenschaft, auf die man in derlei Fällen am sichersten bauen kann — Haß. . . Die Czarin soll mit mir zufrieden sein. Nichts in meinem Plane verstößt gegen das Gewissen eines ehrlichen Mannes. Denn Alle — selbst der

Galgenstrick, fahren gut dabei. Und diese kleine pikante Excursion aus dem politischen Ressort in das der Justiz hinein — amüsirt und interessirt mich auch."

Die Selbstbetrachtung war eben zu Ende, und der Staatsrath wollte noch einige der eingegangenen Briefe lesen, als der Kammerdiener die Meldung that:

„Der Mönch ist da, Excellenz!"

Die Weisung: „Laß Er ihn eintreten! klang barsch genug. Die Diener Sr. Excellenz waren indessen vortrefflich geschult. Alles was geschehen mußte, geschah leise, ohne Störung, in der Umgebung des rastlos Thätigen. So wurde auch jetzt die Thür geräuschlos geöffnet und wieder geschlossen, und eben so fand der Personenwechsel an derselben statt.

Der Staatsrath hatte seinen Sessel so gerückt, daß ihm die Thüre zur rechten Hand lag. Ueber die Achsel weg warf er einen halben Blick auf den Eingetretenen, als Dieser sich eben zu so tiefem Gruße vorbeugte, daß nur die Kapuze und nicht sein Antlitz sichtbar war.

Mit gebieterischer Stimme, und ohne Den, zu dem

er sprach, eines zweiten Blickes zu würdigen, sagte der hohe Beamte:

„Treten Sie etwas näher — nicht zu nahe — so! — Nun hören Sie mich aufmerksam an, und unterbrechen Sie mich mit keiner Sylbe. Wenn ich eine Frage an Sie richte, antworten Sie kurz und — correct! — Meine Zeit ist gemessen, und die Ihrige — ist auf des Richters „Ja“ und „Nein“ gestellt.“

Eine Pause folgte. Der Staatsrath überflog den von ihm selbst vollgeschriebenen Bogen, und fing dann mit fester, strenger Stimme zu lesen an:

„Von Oesterreich, Rußland, Preußen, Dänemark und Frankreich wird steckbrieflich ein Mann verfolgt, der successive unter den Fahnen der genannten Länder gedient hat, und successive fahnenflüchtig geworden ist. Der Mann ist österreichischer Unterthan und war — ich kann unmöglich sagen: ist — Cavalier! Denn ein von Stufe zu Stufe bis zum schmachvollsten Verbrechen Herabgesunkener verdient diese Bezeichnung nicht mehr. Die Justiz von fünf Ländern braucht nur ihre Hand auszustrecken, um mit dem Mann zu thun, was ihres Amtes ist. Und Niemand weiß besser, als er selbst,

daß das Maß seiner Schandthaten seit lange übervoll ist, und daß er nirgends Gnade zu gewärtigen hat. . . Auch das Büßerhabit, in das er sich stecken ließ, rettet ihn nicht. Von dem Moment an, wo er diese Schwelle übertrat, ist er russischer Gefangener. . . Nur Eines gibt es, das ihn noch retten, das den Rest seines elenden Lebens vor Noth und Mühsal schützen, ihm sogar noch Behaglichkeit und manche Annehmlichkeit sichern kann. Das Eine ist: Wahrheit."

Hier hielt der Staatsrath einen Moment inne, um sich im nächsten auf seinem Stuhle so herumzuwenden, daß er den Kuttenträger grade vor sich hatte.

„Der elende Mann sind Sie! Und nun greifen Sie nach dem einzigen Rettungsanker, der Ihnen geboten wird, indem Sie offen und wahrhaft bekennen, was aus der Tochter des fürstlichen Hauses geworden ist, die Sie im Jahre 1742 aus dem Liebfrauenkloster geraubt und fortgeschleppt haben?"

Die Worte sowohl, wie die Geberde des Staatsraths waren darauf berechnet gewesen, einen Elenden zu erschrecken, und der Blick tiefster Verachtung, der sie begleitete, war deshalb nicht minder schneidig, weil er vielleicht weniger berechnet war. Aber während

des Sprechens wurde die Stimme des hohen Beamten plötzlich unsicher, das auf den Mönch gerichtete Auge unruhig, und die Geberde gemessener. Und als der so Apostrophirte, einen Schritt vortretend, mit Würde entgegnete:

„Ich bin der nicht, von dem Euer Excellenz sprechen!“ war es, als ob der Staatsrath diese Antwort erwartet hätte. Unwillkürlich erhob er sich von seinem Sitze und sagte nicht ohne Verlegenheit:

„Mein Gott — wer sind Sie denn?“

„Pater Ambrosius, vom Orden der Barmherzigen Brüder; der Congregation der Grauen Schwestern hier als Arzt und Beichtvater beigegeben.“

„Welches Mißverständniß! Wie soll ich mich entschuldigen! Aber hochwürdiger Herr, warum sagten Sie mir nicht gleich —?“

„Eure Excellenz befahlen so streng, daß ich aufmerksam zuzuhören und nicht eher zu sprechen hätte, als bis ich gefragt würde. Und Euere Excellenz werden wohl wissen, daß Gehorsam jedes geistlichen Ordens erste Regel ist.“

Der Staatsrath lächelte, obgleich er sich innerlich

durch diesen Vorfall sehr in seiner Würde verletzt und auch verstimmt fühlte.

„Ich begreife meinen Diener nicht!“

„Ich auch nicht! — Denn, als ich in hergebrachter Form mich als Abgesandter der Frau Oberin melden, und um die Vergünstigung, vorgelassen zu werden, bitten wollte, bedeutete er mich dahin: „daß im Entrée Sr. Excellenz nicht laut gesprochen würde, und daß er schon wisse, wer ich sei!“

„Hätte es nicht in meiner Berechnung gelegen, den Menschen, zu dem ich zu sprechen glaubte, anfänglich keines Blickes zu würdigen, dann stünde ich jetzt nicht als ein um Entschuldigung Bittender vor Ihnen. Denn ein einziger Blick auf Sie würde mir meinen Irrthum sogleich klar gemacht haben.“

Pater Ambrosius entgegnete nichts.

„Bitte nehmen Sie Platz, Hochwürden! und nochmals — verzeihen Sie dieses Mißverständniß! — — — — — Welchem Umstand verdanke ich aber schon heute die Ehre eines Besuches, den ich mir in meinem Billet auf morgen erbeten hatte?“

„Da Der, — den Euer Excellenz sogleich sprechen wollten, nicht erscheinen kann, glaubte ich die ihm

bestimmte Zeit — ohne allzugroße Störung in Anspruch nehmen zu dürfen. — Lange schon lag es der Frau Oberin auf dem Herzen, Eurer Excellenz ergebensten Dank sagen zu lassen für die gütige Uebermittlung der wahrhaft kaiserlichen Gabe, welche Ihre Majestät die Czarin der Congregation der Grauen Schwestern huldreich zuzuwenden geruhten. Mutter Anastasia hofft, Euere Excellenz werden es eben so gütig auf sich nehmen, den unterthänigsten Dank des frommen Hauses Ihrer erhabenen Gebieterin zu Füßen zu legen."

„Mit Freuden werde ich mich einem so angenehmen Auftrage unterziehen! und wie ich der hochwürdigen Frau Oberin bereits schriftlich mittheilte, auch ferner im Auftrage Ihrer Majestät der Czarin der Congregation förderlich sein. In allen größeren Städten, welche die frommen Frauen auf ihrer Uebersiedlungsreise berühren, sind unsere Consuln, und in den Residenzen der deutschen Fürsten unsere Gesandten beauftragt worden, ihr Unter- und Weiterkommen zu fördern, und sie auf alle Weise zu unterstützen."

„Gewiß wird die hochwürdige Mutter Anastasia,

wenn ich von so viel Gnade berichte, bedauern, die Vergeltung dafür Gott allein anheim stellen zu müssen."

„Die Congregation hat sich bisher des Schutzes würdig erwiesen, den ihr Rußland angedeihen ließ; auch bin ich in der Lage, ihr Gelegenheit zu einem kleinen Gegendienst für diesen zweiundzwanzig Jahre andauernden Schutz zu geben."

Pater Ambrosius richtete einen fragenden Blick auf den Staatsrath, und Dieser fuhr nach einer Pause fort:

„Ich spreche im besonderen Auftrage Ihrer Majestät der Czarin, in welchem Pater Ambrosius als die Persönlichkeit bezeichnet ist, mit der ich zu verhandeln hätte. Daher meine Bitte: Sie möchten sich morgen zu mir verfügen. Auf ausdrücklichen Befehl Ihrer Majestät sollte ich zuerst den Mann sprechen, der seit zwei Jahren in einer der sogenannten Büßerzellen des Asylums inhaftirt ist. — Zufällig kamen nun Eure Hochwürden — zuerst und derangirten — gewiß absichtslos! —"

„Die Reihenfolge der Verhöre," ergänzte der Pater die stockende Rede des Staatsraths.

„O Hochwürden! Ein vertrauliches Zwiegespräch,

das wir auf einen Wunsch der Czarin führen werden, können wir so nicht nennen."

„Euere Excellenz haben zu bestimmen."

„Wir wollen aber unsere Armstühle an den Ofen rücken. — Unser März weiß nichts davon, daß anderwärts der Frühling schon begonnen hat. So!" —

Der Staatsrath warf wieder einen Blick auf die eigenhändigen Zeilen seiner hohen Gebieterin; Pater Ambrosius sah ernst vor sich hin. Die Kapuze hatte er zurückgeschlagen; über dem blassen Angesicht des alten Mannes ragte eine Denkerstirn in den kahlen Mönchsscheitel hinein.

„Ich muß etwas weit ausholen, um zu meinem Hauptpuncte zu gelangen, und Facta erwähnen, die Euer Hochwürden wahrscheinlich genauer bekannt sind als mir, um dem Wunsch der Czarin, den Sie nicht kennen, das richtige Licht und Gewicht zu geben."

— Für diesen Zweck kann kein Wort ein überflüssiges sein," bemerkte Pater Ambrosius, und der Staatsrath hob an:

„Ein kleiner, deutscher Fürst, dem deutschen Stammhause der Czarin nah befreundet und Protestant,

faßte im vorgerückten Alter eine heftige Leidenschaft für ein polnisches, dem Nonnenschleier verlobtes Fräulein, und diese Leidenschaft wurde erwidert. Aber trotz der hohen Ehre, die der Wojwodentochter und ihrem Hause aus dieser Verbindung erwuchs, würde Letzteres doch nie darein gewilligt haben, daß dem Altar seine Verlobte und der Kirche deren reiche Morgengabe entzogen werde, hätte nicht der älteste Bruder der Braut großmüthig seinem Majoratsrecht entsagt, um sich an Stelle der Schwester der Kirche zu weihen. — Das Glück, für welches er sich geopfert, sollte von kurzer Dauer sein. Zu mächtig wirkte der Glaube im Herzen der jungen Fürstin, und als es ihr nicht gelang, den Gemal zu diesem Glauben zu bekehren, fühlte sie ihre Ehe und den Bruch ihres ersten Gelöbnisses wie eine Schuld. Sie schenkte ihrem Gemahl eine Tochter und that in schweren Kindesnöthen das Gelöbniß: nicht nur diese Tochter der Kirche zu weihen, sondern auch selbst fortan wieder als Nonne zu leben. Machtlos erwies sich jede Gegenvorstellung des Fürsten, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als in die Scheidung zu willigen, und seine Gemalin nach dem Liebfrauenkloster ziehen zu lassen, zu dessen Aebtissin sie

bald darauf erwählt wurde. Anfänglich blieb die Tochter dem Vater zu eigen, aber bald neigte auch sie sich mit Exaltation der frommen Richtung ihrer Mutter zu, und jeden Bewerber um ihre Hand zurückweisend, erklärte sie mit sanfter Bestimmtheit, als Novize in den heiligen Mauern des Liebfrauenklosters verweilen und an ihrem siebzehnten Geburtstag den Schleier nehmen zu wollen. Dieser für die Fürstin Aebtissin und ihr Kind feierlichste Tag des Jahres 1742 nahte heran, als jener bekannte nächtliche Ueberfall der Trenk'schen Panduren das heilige Haus den Flammen preisgab. — Nur wenige Nonnen wurden gerettet. Ueber die Einzelnheiten der Flucht, und darüber, wo die dem Tode Entronnenen ihre ärmlichen neuen Niederlassungen gründeten, ist mir nichts bekannt. Der Umstand, daß die Zerstreuten sich an der polnischen Grenze sammelten, und unter russischem Schutz eine neue Congregation bildeten, läßt vermuthen, daß die Fürstin Aebtissin sich unter den Geretteten befand — und zu Gunsten ihres Ordens die heimathlichen Beziehungen den fremden vorzog. Zuverlässig steht hierüber aber eben so wenig fest, als über die Sage: Der Fürstin Aebtissin Bruder, der ihr zu Liebe

Priester geworden, habe seine Schwester aus den Flammen getragen, die geretteten Nonnen gesammelt und ihre Flucht geleitet. Nur so viel ist nachgewiesen, daß sie überall, wo sie verweilten, mildthätig und hilfreich in Armuth und Demuth ihrem schweren Berufe getreu gewaltet haben."

„Königsberg ist ihres Lobes voll, und die Czarin bedauert beinah', so willfährig die Hand zu ihrer Rückkehr nach Baiern geboten, und so segensreiches Wirken nicht lieber einer Stadt ihres Reiches gesichert zu haben. — Doch die Czarin nimmt ihr einmal gegebenes Wort nicht zurück. Sie wünscht nur Einiges in Erfahrung zu bringen, was sich auf jene längst vergangene Zeit bezieht. Da nun alle Zuschriften des Ordens an die russischen Behörden seit einer Reihe von Jahren von Ihnen, hochwürdiger Herr, als Verwalter, Arzt und Beichtiger des Klosters gemacht und gezeichnet werden, so habe ich den allerhöchsten Auftrag, mich mit diesen Fragen an Sie zu wenden."

Pater Ambrosius verbeugte sich schweigend.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die strenge Disciplin und der Geist echter Frömmigkeit, der den Orden der Grauen Schwestern, wie wir ihn in den

schweren Kriegsjahren kennen gelernt haben, auszeichnet, auf das Wirken jener Fürstin Aebtissin und ihres Bruders, welcher dem Liebfrauenkloster als geistlicher und ökonomischer Rathgeber zur Seite stand, zurückzuführen sind. Ihre Majestät die Czarin war daher auf's Höchste verwundert, bei der Durchsicht aller, die Congregation betreffenden Actenstücke, keinerlei Bezugnahme auf diese beiden -- hochansehnlichen und wichtigen Persönlichkeiten zu finden."

-- Solche Schreckenstage, wie sie damals über die deutschen Länder hereinbrachen, hüllen viele Ereignisse und viele Menschen in undurchdringliches Dunkel, Excellenz! Gewiß steht auch der vorliegende Fall nicht vereinzelt da."

„Es kann aber der eindringlichen Forschung gelingen, das Dunkel zu lichten."

— Solche Mühe lohnt sich im Dienste der Wissenschaft. Im Uebrigen heißt es: Laßt die Todten ruhen!"

„Das kann nur gelten, so weit diese Ruhe den Lebenden nicht schadet."

Pater Ambrosius blickte den Staatsrath fragend an. -- Dieser war einigermaßen befremdet darüber,

daß er dort auf ein ausweichendes Benehmen stieß, wo er das größte Entgegenkommen erwartet hatte, und bemerkte nun mit einem Anstrich vornehmer Kühle:

„Ich sehe wohl, daß ich den Wunsch meiner hohen Gebieterin erst begründen muß, um ihm sein gebührendes Gewicht in Ihren Augen zu geben.“

— Die strenge Disciplin, die Euere Excellenz vorhin so anerkennend betonten, lehrt uns, in heiligen Klostermauern anders von den Wünschen der Menschen denken, als in der Welt, der wir entsagten, von ihnen gedacht wird.“

„Meine Zeit gebietet mir, bei meinem Gegenstande zu bleiben, Hochwürden! Ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, daß Bande der Verwandschaft und Freundschaft die Czarin dem fürstlichen Hause verbinden, dem die Fürstin Aebtissin als Gattin und Mutter angehörte, ehe sie, dem mächtigen Zuge ihres Herzens folgend, dieses Haus mit dem Kloster vertauschte. Die Ruhe, die Ehre und das Glück dieses Hauses stehen dem Herzen der Czarin aber so nahe, als ob es sich um ihre eigene Person, um ihre eigene Familie handelte.“

„Es steht fest, daß die Tochter der Fürstin

Aebtissin, das Kind dieses Hauses, in jener Schreckensnacht geraubt worden ist. Vergeblich hat die Familie Alles aufgeboten, die Spur des Räubers zu entdecken, und das unglückliche Kind zu retten. Sie selbst sprengte dann, um einem hämischen Leumund zu wehren, das Gerücht aus, Mutter und Kind seien ein Opfer der Flammen geworden. Daß es geglaubt wurde, daß das fürstliche Wappenschild ohne Makel erschien, mußte ihr zum Troste gereichen. Jetzt nach zweiundzwanzig Jahren, nachdem bei den zunächst Betheiligten die Wunden vernarbt sind, die jenes Ereigniß schlug, taucht plötzlich ein Mensch auf, von dem es heißt, daß er jener Räuber sei. Er taucht — ein wunderbares Verhängniß — in dem jetzigen Asyl der Congregation auf, deren damaliges, heiliges Obdach er zu Schaden und Schande brachte. Bemächtigen sich die Gerichte dieses Menschen, so wird jenes längst verschollene Ereigniß wieder in die Oeffentlichkeit gezerrt, und die Verwandten der Czarin in der Ehre ihres Hauses angegriffen. In welchem Umfange Ruhe und Glück derselben gefährdet werden würden, läßt sich kaum übersehen! Solchen Folgen vorzubeugen, ehe ihre theuren Verwandten davon berührt werden, ist die Absicht der

Czarin. Sie zu fördern, werden Hochwürden im Namen der Congregation, deren Vertreter Sie sind, gewiß mit Eifer beflissen sein!"

— Gewiß Excellenz, wenn unser Gewissen es gestattet."

„Fünf Fahneneide hat der Mensch gebrochen, fünf Staaten hätten das Recht, ihn zu reclamiren und zu bestrafen. Aber keinem der fünf ist irgendwie an ihm gelegen. Keinem — außer Rußland. Wäre diese Sache vor den letzten Verhandlungen zwischen uns und Preußen zur Kenntniß der Czarin gelangt — so hätte unsere Behörde hier einfach den Befehl erhalten, den russischen Deserteur gefänglich einzuziehen."

— Gewaltsam, Excellenz, hätte das allerdings geschehen können. Auf dem Wege Rechtens ist unseres frommen Hauses von Sr. Heiligkeit verbrieftes und bisher nicht bestrittenes Asylrecht sein Schutz."

Der Staatsrath schien betreten.

„Verständigen wir uns, Hochwürden! Ihre Majestät führt trotz des nur zu gerechtfertigten Abscheus nicht Allzustrenges gegen diesen Mann im Sinne. Sein immer bedrohtes Vagabundenleben gegen eine

milde Haft zu vertauschen, kann für ihn selbst nur wünschenswerth sein."

— War das sein Wunsch, so ist er ihm bereits erfüllt. Wer wird nun noch an den Büßermönch rühren?"

„Es wird mir schwer, zu glauben, daß der Mann, der hier vor mir sitzt, eine so grobe Komödie unterstützt."

— Es steht eben so wenig bei uns, eine Seele aufzugeben, wie einen Kranken von unserer Thüre zu weisen. Viele Mittel giebt es, den Körper zu heilen, viele Wege führen die Seele ihrer Rettung zu." —

„Ich hätte nicht gedacht, bei Ihnen so viel ungerechtfertigten Widerstand in dieser Angelegenheit zu finden. Und ich muß gestehen, daß es mir schwer wird, von der Summe der Tugenden, welche die fromme Congregation auszeichnen, die der Dankbarkeit streichen zu müssen."

— Was Euere Excellenz Tugenden nennen, nennen wir Pflichten. Die Grauen Schwestern haben von Almosen gelebt, und diese Almosen mit den russischen Verwundeten getheilt, die sie nicht selten auf den Schlachtfeldern mit eigener Lebensgefahr aufsuchten.

Einen Unglücklichen schädigen, um einem Mächtigen zu dienen, ist Unrecht; und wäre in diesem Falle ein erkauftes Unrecht. -- Excellenz — wir sind bereit, was wir als großmüthiges Geschenk angenommen haben, zurückzugeben, wenn wir es als Kaufschilling unseres Gewissens betrachten sollen."

„Gott bewahre, hochwürdiger Herr! So war es nicht gemeint!"

— Doch! doch Excellenz! Die Großen der Erde sind gewohnt, Alles erkaufen zu können. Und weil nicht alle Diener unserer Kirche unbestechlich waren und sind, sagt man es ihr allzugern nach, daß sie käuflich ist. . . . Excellenz! Ehe ich dieses Kleid trug, und auch, seit ich es trage, habe ich die Welt, die Menschen und mich selbst kennen gelernt. . . . Sagen Sie der Czarin, was ein erfahrener alter Mann Ihnen sagt: daß es nicht gut ist, die Geschicke der Menschen lenken zu wollen! — Sie möchte erfahren, ob die Fürstin Aebtissin und ihr Bruder in jener Schreckensnacht entronnen sind. — Nun, wenn sie es sind, so muß es in ihrer Absicht gelegen haben, in dieser Welt die glänzende Rolle nicht mehr zu spielen, die ihnen einst an der Spitze des berühmten Liebfrauenklosters

zufiel. Lag es aber in ihrem Sinne, vergessen von der Welt ihr Leben in Armuth und Demuth zu beschließen, warum sollen ihre Namen jetzt dieser Vergessenheit entrissen werden? Um eine der Czarin theure Familie, um ein paar Menschenherzen im ruhigen Genusse ihres Glückes nicht zu stören, sollen andere Menschen von den Wegen, die sie gehen, abgelenkt, soll die Rasendecke der Gräber aufgewühlt werden! Sagen Sie der Czarin, daß solches Schicksal-spielen-wollen in den meisten Fällen in das gerade Gegentheil ausschlägt. — Uebrigens handelt das Asyl in Betreff dieses Mannes nicht aus eigener Machtvollkommenheit. Es hat am Tage, wo er an seiner Pforte zusammenbrach, dem Diöcesan-Bischof Meldung gethan, und den Befehl erhalten, ihn in einer der Büßercapellen im Nebengebäude bis auf weitere Ordre einzuschließen."

„Und diese weitere Ordre?"

— Ist seit gestern angelangt."

„Darf ich fragen, wie sie lautet?"

— Die Aufhebung unseres Domicils in Königsberg bringt es mit sich, daß auch er nach seinem definitiven Bestimmungsorte gebracht werde."

Der Staatsrath fragte nicht, welches dieser Be-

stimmungsort sei, denn er wußte nun schon, daß die Antwort eine abweisende sein würde. Er sagte aber, indem er sich erhob:

„Zu fern stehe ich den von Euer Hochwürden entwickelten Anschauungen, als daß ich eine Annäherung versuchen könnte. Und was das mittelalterliche Asylrecht anbetrifft, so verwerfe ich es, weil es im Widerspruch mit der Gerechtigkeit steht.“

— Die menschliche Gesellschaft hat, durch Erfahrungen belehrt, Rechte eingeführt, unter denen die ältesten nicht die schlechtesten sind. Gerechtigkeit gibt es nur bei Gott, der in die Herzen schaut.“

Der Staatsrath verbeugte sich steif; Pater Ambrosius noch tiefer als bei seinem Eintritt; dann zog er die Kapuze über die hohe kahle Stirn und verließ das Gemach und das Schloß.

Herr von Leonhard ging langsam auf und nieder. Er war verstimmt und machte sich Vorwürfe, die Sache zu leicht genommen zu haben. Aber es fiel ihm nicht ein, sie aufzugeben. Wie bei allen energischen Menschen, steigerten die Hindernisse auch bei ihm die Lust an der Sache und den Vorsatz, dieselbe, koste es, was es wolle, zum Ziele zu führen. Dem halben

Vertrauen der Czarin schrieb er zum Theil die Schuld an der Niederlage zu, welche er dem Pater Ambrosius gegenüber erlitten hatte.

„Warum nennt sie mir den Namen des verwandten Hauses nicht? Warum nicht den des so tief gesunkenen adeligen Schufts? Wären mir die Namen der Personen bekannt gewesen, wie viel leichter hätte sich ein Punct finden können, an dem dieser Mönch zu fassen war! . . . Dieser Mönch! . . . Eigenthümliche Erscheinung! . . . welche Würde in der groben Kutte! welche Hoheit neben der Angewöhnung mönchischer Unterwürfigkeit!“

Sinnend blieb der hohe Beamte an dem Tische stehen, auf dem sein Reiseportefolio neben zerstreuten Papieren lag, die hinein gepackt werden sollten. Die Notizen der Czarin, seine Aufzeichnungen, auch Briefe, die diesen Morgen angelangt waren. Einige hatte er schon durchflogen, andere waren noch unerbrochen.

„Je länger ich über seine Rede nachsinne, desto mehr wird mir die Vermuthung zur Gewißheit, daß er selbst — jener Bruder der ehemaligen Fürstin Aebtissin ist. Sie wird todt sein. Darauf deutete sein: „Laßt die Todten ruhen!“ und was er zuletzt

vom „Aufwühlen der Gräber" sagte. Diese Vermuthung ist schon Etwas." . . .

Wieder ging der Staatsrath sinnend auf und nieder; . . . dann aber an andere Arbeit. Die letzte Entscheidung sparte er sich bis nach der Unterredung mit dem Boten Felbinger auf.

Mit dem Schlage der fünften Stunde stellte dieser sich im Vorzimmer Sr. Excellenz ein, und ward sogleich vorgelassen.

Der Staatsrath maß den Eintretenden mit einem langen forschenden Blick. Er konnte das um so ungestörter thun, als Felbinger's Augen nach einem flüchtigen Aufblick fest am Boden hafteten. Es war das Einzige, was dem Staatsrath an dem Manne mißfiel; doch sagte er gütig:

„Trete Er näher."

Felbinger that es.

„Sei Er so gut, sich hier vor mich hin an die andere Seite des Tisches zu stellen. — Gut so! — Ich habe es gern, wenn die Leute, mit denen ich spreche, mir in's Gesicht schauen."

— Damit ist's bei mir vorbei!"

„Ich versteh Ihn nicht."

— Das glaub' ich wohl! Danken Sie Gott, daß Sie's nicht versteh'n."

„Ich muß ein förmliches Verhör mit ihm vornehmen. Wie soll ich wissen, daß Er mir die Wahrheit sagt, wenn Er mir ihren Spiegel, das Auge nicht zeigt?"

Aus den verbissenen, vergrämten Zügen des Mannes richteten zwei tiefblaue Augen einen finstern Blick auf den Staatsrath.

— Sauberer Spiegel das!" murmelte er vor sich hin, und dann laut: „Ich werde nichts sagen, was nicht wahr ist."

„Er heißt?"

— Hans Felber."

„Nicht Felbinger?"

— Die Mutter lebt vielleicht noch, und Vettern auch. Denen wollt' ich's nicht anthun und ihren Namen führen, seit der Kujon mich ehrlos machen ließ."

Der Staatsrath wußte nun schon, wie er sich dem eigenthümlichen Menschen gegenüber zu verhalten habe, und setzte, ohne sogleich eine Erörterung dieser ihm unverständlichen Aeußerung zu verlangen, seine Fragen fort:

„Wie alt ist Er?"

— Erst vierundvierzig Jahr! Pater Ambrosius sagt: Wer recht viel Lieb im Herzen hat, bleibt ewig jung. Drum bin ich schon mit zwanzig Jahren alt geworden."

„Von wo ist Er gebürtig?"

— Muß ich das sagen?"

„Gewiß! Er muß mir Sein ganzes Vorleben erzählen. Denn Er hat an Ihre Majestät die Czarin geschrieben und hat in dem Schreiben den Angeber eines andern Mannes gemacht. Wer das thut, muß über sich selbst vollständige Auskunft zu geben bereit sein. Ich bin von der Czarin ermächtigt, diese von Ihm zu fordern. Nur wenn Seine Aussagen vollkommen mit den uns bekannten Thatsachen übereinstimmen, können sie ernstlich in Betracht gezogen werden."

— Bleibt das Aufgeschriebene auch geheim?"

„Außer mir wird's nur die Kaiserin von Rußland lesen."

— So! Nun, mein Vater war Reichspostmeister in der fürstlichen Freistadt Hartenstein."

„Hartenstein?“ wiederholte der Staatsrath überrascht.

— Kennen Euer Gnaden den Ort? — Nicht wahr, 's gibt keinen schöneren auf der ganzen Welt?“

„Und doch ist Er fortgegangen?“

— Fortgegangen? Ich? — Nicht weiter als mein Vater die Post zu bestellen hatte, Euer Gnaden! Und das waren drei Stationen hinauf und drei Stationen hinab in's Reichsland hinein. Denn von seinem fünfzehnten Jahre an, war der muntere Felber Hansi der beste Postillon, so weit unsere grünen Berge in's grüne Land hinein schau'n. Er hat nicht nur die Pferde am besten geführt, er hat den Passagieren auch die schönsten Lieder auf seinem Posthorn vorgeblasen. Und es hat ihm nie Jemand was anderes nachgesagt, als daß er ein ordentlicher junger Mensch gewesen. Vom Soldatendienst war er als einziger Sohn per se frei; und so war ihm sein Elternhaus, wo Base Hannchen für ihn erzogen wurde, sein Alles! Hannchen war das schönste und beste Mädchen. Wenn bei den Durchlauchten auf dem Schloß Geburtstag war, mußte sie den Strauß bringen und den Vers aufsagen. Aber mit dem Heirathen sollten die jungen

Leute noch eine Weile warten, so meinten die Eltern.“

Der Staatsrath hatte kein Auge von dem Erzähler verwendet, und sah es wohl, wie dieser, der Gegenwart vergessend, mit allen Sinnen in jene Zeit zurückgekehrt war. Als er jetzt plötzlich abbrach, nahmen seine Züge, die sich während der Einkehr in jene sonnigen Jugendtage völlig geklärt hatten, ihren gewöhnlichen finstern Ausdruck in verschärftem Maße wieder an.

„Ich muß Ihn bitten, fortzufahren, lieber Felber!“

Der Mann fuhr auf und sah beinah' wild im Zimmer umher.

— Wer ruft mich hier bei diesem Namen! Ich heiße nicht mehr so! . . .“

„Beruhige Er sich, Felbinger! Wenn Er was Trauriges erlebt hat, so denke Er, daß es in Gottes Rath stand!“

— Trauriges?! — Entsetzliches hab' ich erlebt! — Und an einen Gott, der das zugelassen hat, würde ich längst nicht mehr glauben, hätte die Mutter mir den Glauben nicht so fest in's Herz genestelt, und hätte

ich's nicht noch immer, wo ich steh' und geh', vor Augen, wie diese gute Mutter die Kinder — Hansi und Hannchen, meine ich — allabendlich beim Glockenläuten nebeneinander hinknieen ließ, und wie sie mit gefalteten Händen: „Unser Vater, Der Du im Himmel bist“, beten mußten. . . . Alle Teufel, die ich mir zur Hilfe gegen den Bösewicht mit Fluch und Verwünschung heraufbeschworen habe — haben mir dieses Bild nicht aus dem Herzen wischen können! . . .“

„Sollen's auch nicht!“ sagte der Staatsrath.

— Sollten's wohl, Herr! Denn wenn Haß und Wuth den ganzen Menschen zum Teufel gemacht haben, ist so ein himmlisches Bild in einem Winkel des verdorrten Herzens nur eine Qual mehr!“

„Was war's denn? — Red' Er's einmal vom Herzen herunter!“

„Was es war? . . . Oben auf'm Schloß war ein vornehmer Officier zu Gast. Ein wunderschöner Mann und ein sehr vornehmer Mann, aus einem alten Grafengeschlecht. Wir sahen ihn manchmal mit den Durchlauchten reiten und fahren, und bald hieß es, die ältere Prinzeß, die bisher alle Freier ausgeschlagen hatte, habe für ihn eine Leidenschaft gefaßt,

und er werde wohl ihr Gemahl werden. In die Zeit fiel des alten Fürsten Geburtstag, wo auch die junge Prinzeß aus'm Liebfrauenkloster abgeholt wurde. Noch einmal vor ihrer Einkleidung wollte der Vater sie bei sich haben. Wir von der Stadt gingen im Zuge hinauf gratuliren, und Hannchen trug wie immer den Strauß und sagte den Vers. Und das war das Unglück! Da sah sie der — Cujon! Und wie jedes der Durchlauchten ihr die Hand gab, ihr die rothen Backen streichelte und was Freundliches sagte, that Er's auch. Hannchen knixte tief und bildete sich was darauf ein, daß der vornehme Herr, der wahrscheinlich einst — nach dem Tode des alten Fürsten, unserer regierenden Fürstin Gemahl sein würde, sie so ausgezeichnet habe. . . . . Bald darauf wurde es auf dem Schlosse leer. Die junge Prinzeß kehrte in's Kloster zurück; der Fürst und die ältere Prinzeß reisten in's Bad, und der Herr Graf bestellte bei uns die Extrapost. Der Vater befahl mir, ihn selbst zu fahren, obgleich nicht an mir die Reihe war, und ich, wie alljährlich um diese Zeit, mit Hannchen zur Kirmeß nach B. . . wollte. Postwirth'ens dort waren uns verwandt, und wir wohnten dann, das schöne Fest über, bei ihnen. Die gute

Mutter meinte, die Sache ließe sich ja vereinigen, wenn Seine gräflichen Gnaden erlaubten, daß Hannchen mitführe; denn B. . . lag auf dem Wege, den der Graf nahm. — — —

Nun wird die Geschichte lustig, Euer Gnaden! — — Hannchen fuhr mit und saß in purer Herzensfreude neben mir. Die Base Postwirthin hob das Mädchen, das leicht und niedlich wie ein kleiner Vogel war, vom Wagen herunter, liebkoste sie und rief in einem Jubel: „Sollst auch wieder Dein Kämmerchen oben haben Herzenskind, wo am Fenster Kresse und Rittersporn blühen und unter'm überhängenden Dach die Hausschwalben nisten. Sonst ist das Haus von unten bis oben von Kirchmeßgästen gefüllt." — Der Vetter Postwirth complimentirte indessen den Herrn Grafen in die schönsten vorher bestellten Zimmer.

Ich freilich mußte in der großen Schankstube unten bleiben und zusehen, wie ich auf einer Bank in der Ecke würde schlafen können, inmitten des Lärms. Aber ich war jung, und frohen Herzen ist leicht gebettet. So schlief ich ein. Doch des Herrn Grafen Reisebursche weckte mich. Er gab vor, auch kein Unterkommen gefunden zu haben, und forderte mich auf,

mit ihm zu gehen. „Die Luft hier ist schlecht, und draußen im Garten spielen Musikanten.“ Ich folgte ihm. Wir setzten uns unter die Bäume an einen Tisch mit den Musikanten. Der Mond ersparte dem Vetter Postwirth die weitere Beleuchtung. Mir konnte das recht sein, denn was kümmerte es mich, die Gesichter und die Röcke meiner lustigen Tischgenossen genau zu besehen. Ich guckte durch die Zweige nach dem hellbeschienenen Dachfenster hinauf, hinter dem mein Hannchen schlief. — Der Reiseburschen des Grafen ließ Wein geben, eine Flasche nach der andern . . . stärkeren Wein, als ich zu trinken gewohnt war — und ich trank mehr als sonst, weil die Andern mich hänselten, daß ich wohl die Muttermilch noch nicht vergessen hätte. . . . Wie's hernach weiter mit mir geschah — weiß ich nicht. . . . Ich soll meinen Namen auf eine Liste geschrieben und Handgeld genommen haben. . . . Sie warfen mir einen Mantel um, sie zogen mich fort. . . . Als ich unter Hannchens Fenster vorbei kam, war mir, als hörte ich einen Schrei — — ich wollte mich losreißen — sie lachten — und faßten mich fester an. . . . Sie hatten mich total trunken gemacht. — Als ich meinen Rausch ausgeschlafen hatte

— lag ich mit mehreren Andern auf einem Leiterwagen, der auf der Landstraße fortpolterte, im Stroh — und war — Soldat. . . .

Erklären — bitten — weinen — ja weinen — half nichts! Ich war Soldat und noch dazu preußischer Soldat. Es waren des sterbenden alten Königs letzte Werber, die dem Herrn Grafen für große Kerle großen Kaufpreis gaben. Für tausend Thaler den Bräutigam verkaufen und, während er fortgeschleppt wird, die Braut überfallen — — ist das nicht lustig, gnädiger Herr? — — Und 's kommt noch lustiger! Denn der junge Mensch gibt ja nicht gleich alle Hoffnung auf; und 's verging ja ein Jahr, eh' ich's erfuhr, wie's zu Haus geworden war.

Ein Landsmann, von den Kaiserlichen, den ich in Schlesien auf'm Schlachtfeld gefunden hab, hat mir's ja erst erzählt! — Der Vater war gestorben. — Die Hanne war wahnsinnig geworden. — Die Mutter hatte der Schreck halb gelähmt. Wie ich die Kugeln gesucht hab' — das hat einmal — bei Mollwitz war's — sogar der König bemerkt! Aber keine wollte mich treffen! . . Jetzt weiß ich — warum! . . Ich sollte bei dem Trupp sein, den Hauptmann von Hohem — mein

braver junger Hauptmann aus Baiern führte. Das war kein Zufall, Herr, daß ich zuerst erwachte, die Flammen aufsteigen sah — und das wilde Geschrei der Panduren hörte! Fest schliefen unsere Leute nach heißem Tagesmarsch. Ich weckte den Hauptmann, und alarmirte die Mannschaft.

Ein gräßliches Gemetzel gab es, Herr, als wir uns — mein Hauptmann und ich voran — auf die Mordbrenner warfen! Und mitten im Dickften, wo's um Augen und Ohren schwirrte und es galt, die Fäuste zusammenzuhalten, erblickte ich ihn — den gottverfluchten Hallunken! — Auf seinem schnaubenden Pferde sprengte er heran wie der Blitz. Die Flammen, die er angezündet, schienen dem Teufel ihr grellstes Licht in's Gesicht zu werfen. Ich erkannte ihn sogleich. Ich erkannte auch die Beute, die er fortschleppte — es war unsere junge Prinzeß. „Satan!" brüllte ich und wollte ihm nachstürzen in blinder Wuth. Aber die wilden Bestien, die Panduren, hielten mir die Arme, und er wendete sich, schrie lachend: „Grüß mir Jungfer Hannchen!" und feuerte sein Pistol auf mich ab. Betäubt stürzte ich hin.

Als meine Besinnung wiederkehrte, lag ich in der

Mittagshitze zwischen Todten der einzig Lebende. Da — gnädiger Herr — der Heimath so nahe — kam mir der Gedanke — nur einen Athemzug der Heimathluft mitzunehmen in die Fremde.

Was schadete das dem großen König? Konnte ich nicht schwer verwundet sein? Wer sucht die Todten und die zu Tode Blessirten im Kriege? Ich wollte nicht desertiren. Ich hatte schon Ehre im Leibe, ehe ich Soldat werden mußte; und dann kriegte ich die preußische Soldatenehre dazu. Ich wollte auch um eine Welt nicht mehr zu Hause bleiben. Es war ja dort Alles aus und vorbei! Nur an des Vaters Grab wollt' ich gehen — einen Blick auf die gelähmte Mutter und einen auf das arme, wahnsinnige Mädchen wollt' ich werfen — alles ganz verstohlen, daß Niemand mich sähe! — und dann wollt ich mich wieder tüchtig schlagen für den König.

Einem Klosterknecht, der unter den Todten lag, zog ich die Kleider aus, legte sie mir an und machte mich auf den Weg. Wo ich hinkam, wurde ich für einen dem Klosterbrande Entronnenen gehalten.

Man gab mir Herberge, Nahrung und oft ein Stück Geld, sobald ich die Schreckensgeschichte erzählte.

Endlich hatte ich mir aber die Füße wund gelaufen und nahm es dankbar an, als Bootsleute, die Rheinaufwärts fuhren, mich mitnehmen wollten.

Die innere Unruhe, die Hitze und die schlechte Luft von den Leichenfeldern warfen mich jedoch zuerst nieder, noch ehe das Fieber unter den Schiffern ausbrach. Bewußtlos machte ich die ganze Fahrt mit, und wurde dann mit der kranken Bootsmannschaft irgendwo unrichtig ab- und umgeladen. Als mein Fieber sich ausgetobt hatte, befand ich mich auf einem dänischen Kauffahrer auf hoher See. Als der Capitän meine Person inspicirte, hielt ich es für das Beste, bei meiner Klostergeschichte zu bleiben, und mußte froh sein, durch schwere Schiffsarbeit meinen Unterhalt zu erwerben. Gnädiger Herr — Sie können mir's glauben, daß ich nun neben meinem Schicksal noch den andern schweren Gedanken hätte: wie kommst Du zurück zu Deiner Fahne? So vergingen im Hin- und Herfahren zwei Jahre. Sie hatten mich zum Matrosen gemacht, und ich führte mich gut. Da ging unser Schiff eines Tages wieder mit voller Ladung unter Segel. Diesmal für Swinemünde, wo es auf neue Ladung warten sollte. Das war mein Fall. Ich bat um Urlaub.

Dem König selbst wollt' ich meine Sache vortragen. Der schaut dich durch und durch, dachte ich, und weiß, daß du die Wahrheit sprichst. Der König war bei der Armee in Schlesien. Mein Regiment war auch dort. Herr! — ich fühlte beinah etwas wie Freudigkeit in mir, als ich mit militärischem Schritt in's Lager einmarschirte. Wo die Soldaten am Dichtesten standen, war des Königs Zelt nicht fern. Richtig! Dort stand er selbst. Um ihn die Generäle und in Gruppen eine Schaar von Officieren. Unter den Officieren — in preußischer Uniform — der Satan! . .

Gnädiger Herr — alle Besinnung verließ mich! Mit geballten Fäusten stürzte ich auf ihn zu. Natürlich war ich im Moment gepackt und gebunden. Das Wort „Deserteur", von dem Verfluchten ausgesprochen, von Andern wiederholt, schallte mir nach. — — — Zu langem Proceß war keine Zeit, denn der nächste Tag war der 4. Juni 1745, der Tag von Hohenfriedberg! Der preußische Deserteur war es nicht werth, diese Affaire vor des Königs Augen mitzumachen. — Ehe die Trommeln zur Schlacht wirbelten, wirbelten sie ihn — in die Gasse! Er durfte nicht schlagen — er wurde — mit Ruthen geschlagen —

für Lebenszeit — entehrt. Und wer commandirte die Execution? Der Mordbrenner, — der Mädchenschänder und Räuber — der Panduren-Deserteur! — Und als die Execution vorbei war, wurde ich vor ihn geschleppt — und — mußte — ihm danken! . . . Herr! — Der Blick des Entehrten mochte ihm wohl die Lust, ihm wieder zu begegnen, genommen haben. Denn nach Hohenfriedberg wurde der schöne Officier im preußischen Heer nicht wiedergesehen. — —

Ich diente meine Jahre ab, und dann ging ich — auf Reisen. . . Ja, ja, gnädiger Herr — auf Reisen. Ich verstehe etwas von jedem Handwerk, ich bin zu jeder Dienstleistung geschickt, bin pünktlich, ehrlich, und mache wenig Worte. Ich mag keinen Menschen, und kein Mensch mag mich, aber brauchen kann mich ein Jeder. Mir war nur darum zu thun, ihm nachzuspüren. Seine Spur verfolgen, finden und wieder verlieren, ist meine Geschichte von siebzehn Jahren. Ihnen ist aber um seine Geschichte zu thun. Die hab' ich jetzt beisammen, mit allen Beweisen — schwarz auf weiß. Ich will aber nicht, daß der Bischof von Bamberg sie benütze zum Verdruß der Prinzeß, die jetzt regierende Fürstin ist. Ich hab' dem Bischof

gedient in dieser Sache, um leichter zum Ziel zu kommen; ich diene ihm nicht mehr, seit ich weiß, wo er mit dem Kujon hinaus will. Darum spielte ich der Czarin den Brief in die Hand, als Pater Ambrosius mich mit dem Bittgesuch nach Petersburg schickte."

— Wie hat Er sich denn das Weitere vorgestellt, Felbinger? — Die Congregation gibt ja den Büßermönch nicht heraus."

„Sie wird ihn aber demnächst einschiffen lassen, wie es der Bischof befohlen."

— Nun — und? —"

„Im Hafen liegt eine russische Yacht. Wenn Euer Gnaden Vollmacht haben, zu befehlen, daß der Capitän den Cujon aufheben lasse. . . Ich melde Tag und Stunde! — Es wird eine Nachtstunde sein — wenn sie ihn aus dem Asyl fortschaffen. Statt der deutschen Barke nimmt ihn dann die russische Yacht an Bord."

— Hm! Statt nach dem Büßerhause des Bisthums von Bamberg, wird er nach Kronstadt gebracht. Einfach eine kleine Verwechslung — so meint Er?"

Der Staatsrath sagte das, während sein Blick forschend auf dem finstern Gesicht Felbingers ruhte. Dann trat er an's Fenster und schaute nachdenklich in den Abendnebel hinaus, der den Hafen und die Stadt zu umhüllen begann.

Wird es ruchbar, so schreibt die Czarin an den König, dachte er. Ihm liegt Alles an der Freundschaft mit Katharina II. . . und . . . daß er selbst nicht ungern dem stolzen Kirchenfürsten einen Strich durch die Rechnung zieht, hat er im Jahre seines Regierungsantritts dem Fürstbischof von Lüttich bewiesen. . . .*) Der König findet vielleicht die Geschichte ganz pikant, sie gibt ihm selbst vielleicht Stoff zu einem Epigramm! . . . .

Hier wendete sich der Staatsrath vom Fenster ab, Felbinger zu und fragte rasch: „Aber — was hat Er davon, Felbinger?"

Die Augen des Mannes wurzelten am Boden, ein Bild des grimmigsten Hasses stand er da — und fuhr bei dieser Frage plötzlich erschrocken auf. Doch faßte er sich sogleich.

*) Sieh: „Bischof und König," historische Novelle von Mariam Tenger.

„Was ich davon habe gnädiger Herr? — — Eigentlich nichts! — — — Ich will nur nicht, daß sie ihn am Ende noch zum Heiligen machen — wie den Trenk.“

— Lege Er mir die Papiere vor, die, wie Er sagte, schwarz auf weiß darthun, daß alle seine, gegen den Mann gemachten Angaben richtig sind. Wenn Er will, so erwarte Er im Vorzimmer meinen Bescheid. Sonst kann Er ihn auch morgen früh abholen.“

„Ich werde warten.“

Eine volle Stunde vertiefte sich der Staatsrath in diese Schriftstücke. Er that es mit tiefster Bewegung.

Mädchenschänder — Mordbrenner — Raubmörder — Deserteur — von Ort zu Ort gehetzter elender Vagabund — das alles war dieser eine Mann! Dieser einst vornehme Mann, der Träger eines hochklingenden Namens! . . O dieser Mann! Zu des Staatsraths Ehre sei es gesagt: er würde viel darum gegeben haben, wenn es nicht dieser Name gewesen wäre. Daß er es war, trug viel zu dem Entschlusse bei, den er nun rasch, ohne weiteres Bedenken faßte.

„Nein — der Name soll nicht an den Pranger!“

Immer dichter wurde der Nebel. Von ihm umhüllt ging Felbinger vom Schlosse fort und zur Bucht hinab. Der Staatsrath hatte ihm die Vollmacht nicht zu Händen gegeben, was hatte er also da unten zu thun? Kein Bootsmann kannte die Bucht genauer als er, und hätte er sie nicht gekannt, so war die in Nebeln versinkende Nacht zum Kennenlernen nicht angethan. Doch stand er mit festem Vorsatz da — und starrte in die farblosen Schichten hinein, die das graue Meer bedeckten. Es war sein letzter Verbündeter. So farblos und düster wie dieses Meer war auch sein Leben. So grau und fahl war jetzt auch er.

XV.

Eine unterbrochene Idylle.

Die junge Bäuerin stand am Herd. Sie war eitel Geschäftigkeit. Das Brettgestell unter dem Herdmantel war beinah leer, so viele grün und braun glasirte Töpfe, Schüsseln und Teller hatte sie heruntergenommen. Wo auch nur ein Krümchen Glasur weg wár, die Teller schob sie wieder bei Seite. An Wasser fehlte es zum Glück nicht. Der Ziehbrunnen am hölzernen Rinnsal draußen war froh, wenn ihm recht viel von seinem Ueberfluß genommen wurde. Zwei Bottiche hatte die stämmige Kuhmagd vollgeschöpft, ehe sie sich aufmachte, um in's Gehöft hinüber zu gehen;... was, nebenbei gesagt, keine Kleinigkeit war; denn der Wind pfiff aus allen seinen Pfeifen und peitschte die schweren Regentropfen vor und zurück, daß sie sich in der Luft zusammenwirbelten und stellenweise wie Bäche

herabstürzten. Aber die Magd war daran gewöhnt. Sie lachte laut auf, als die junge Bäuerin sie zurückhalten wollte.

„Du weischt nit, was luschtig is!" rief sie, nahm den ungebleichten Leinwandkittel, den sie auf dem schwarzen Tuchkittel anhatte, über den Kopf und trabte hinaus.

Nun ging es an ein Waschen und Abspülen des Geschirrs, in dem Wasser, welches so kalt war, daß die junge Bäuerin einen leisen Aufschrei that, als sie zuerst die Hände hinein steckte.

Die Küche war sehr geräumig; ja, wenn man den Kuhstall dazu dachte, von dem sie nur eine halbmannshohe Bretterwand trennte, war sie so groß wenn auch nicht so hoch, wie mancher fürstliche Speisesaal. Daß beide Räume zu Zeiten auch als Speisehalle dienten, zeigten die zwei Holzbänke und der lange Tisch, die am oberen Ende standen, deutlich an.

Die Magd hatte, was noch an Vorräthen übrig war, zusammengesucht und hingestellt: frische Milch von der braunen Lisi, dem Stolz der Meierin, die letzten Eier von der weißen Glucke, Butterschmalz, Kümmel, Salz und kräftiges Kornbrod. Auch gedörrte

Pflaumen und Aepfel vom verwichenen Herbst wären noch vorhanden, wenn Ein's zum Eierkuchen was Süßes naschen wollte, meinte sie.

Dieser Eierkuchen beschäftigte die junge Bäuerin so, daß sie sich kaum Zeit zum Athemholen nahm.

Indessen saß der junge Bauer auf der Bretterwand zu Pferd. Den einen Fuß hatte er in der Küche, den andern im Kuhstall. Scheinbar beschäftigte ihn sein Hund, den das Baumeln mit den Beinen zum beständigen Hin- und Herspringen von dem einen Raum in den andern reizte; in Wahrheit aber klangen ihm noch die letzten Worte in den Ohren, welche Bäuerin und Magd gewechselt hatten. „Der Lange da könnt' doch auch a bißel g'schäftig sein und justament a bißel helfen!" hatte die Magd gesagt, und die junge Bäuerin sehr entschieden darauf entgegnet: „daß sie keine Hilfe brauche und daß Der eben gar nicht nöthig sei."

Die Sprünge des Hundes machten das Kälbchen der braunen Lisi unruhig, die ihrerseits bald an dem Kälbchen, bald an dem Halfter-Strick, der sie in ihrem Stallwinkel festhielt, zu zerren und auch laut zu blöcken begann. Das weckte wiederum die Hühner, welche, wenn's draußen wetterte, ihr Asyl im Kuhstall zu finden

gewohnt waren, aus ihrer Mittagsruhe. Die, welche Küchelchen hatten, besonders die schöne weiße Glucke, störten durch ihr ängstliches Gegacker den majestätischen rothen Hahn auf, der in seiner Gereiztheit mit seinem schrillsten „Kikeriki!" bis an den Hund herankam. Da dieser im Springen anhielt, um den Gegner zu besehen, mochte der Hahn sich wohl viel auf den Respect, den er einflößte, zu Gute thun, denn gewaltig schwoll ihm der Kamm, und er stolzirte auf den Zehenspitzen und den Schopf wiegend vor dem Hunde auf und ab. Der Hund setzte sich, die Vordertatzen langsam hebend, nieder, und schaute fragend von dem Hahn auf seinen Herrn. Die Antwort mochte ihm nicht gefallen, denn er streckte sich gelangweilt aus, gähnte und — nieste. Ein allgemeiner Alarm im Kuhstall war die Folge. Das liebe Federvieh flog auf; die Vierfüßler trampelten unruhig hin und her, und Alle ließen ihre Stimmen hören. Jetzt merkte man erst, wie viel lebende Creaturen das Dach der Meierei beherbergte. Das Brüllen, Blöcken, Mäckern, Gackern, Krähen, Kreischen gab ein wahres Höllen-Concert ab. Die erste Stimme führte der Hahn, der in unerreichbarer Höhe, hinter einer Dachlucke, Posto gefaßt hatte.

Der jungen Bäuerin fiel vor Schreck über den plötzlichen Lärm beinah der Topf aus der Hand, in dem sie den Eierkuchenteig rührte.

Der junge Bauer lachte laut auf.

„Jetzt hab' ich auch was zu thun!" rief er und zog den Fuß, der bisher in der Küche gebaumelt hatte, zu dem im Kuhstall hinüber.

Natürlich schritt er nun mitten unter die vier- und zweibeinigen Musikanten hinein, und noch natürlicher folgte ihm der Hund, auf des Herrn Geheiß sehr freundlich, mit wedelndem Schwanze nach. Sie mußten ja beide dem erschreckten Volke ihre gute Gesinnung recht anschaulich machen. Und wahrlich Herr und Hund machten ihre Sache gut. Besonders schien der Erstere mit Sprache und Sitten der befiederten und unbefiederten Stallbevölkerung vollkommen vertraut. Denn bald schaarte sich Alles zutraulich und munter um ihn her, und die, welche an dem Halfter lagen, wandten wenigstens die Köpfe herum, um ihn gemüthlich anzuglotzen. Mutter Lisi und Mutter Glucke erwiesen sich überaus zuthunlich.

Aber ehe diese Wandlung zum Guten vor sich ging, hatte der Heidenlärm Zwei, die drinnen in der

Stube saßen, aus ihrem Gespräche aufgestört. Der alte Bauer machte die Thür auf und ließ, über alle Maaßen höflich und manierlich, die ältliche Bäuerin zuerst heraustreten.

„Was geht denn hier vor?“ fragte diese, während ihr Auge den Raum überflog und ein munteres Lachen unwillkürlich über ihre Lippen kam.

Die junge Bäuerin wandte sich rasch herum; und im Rühren innehaltend, ohne jedoch den Eierkuchenteig, den Gegenstand ihrer Mühe und Sorge, aus den Händen zu lassen, sagte sie mit einem Seitenblick auf den fernstehenden Uebelthäter:

„Er war so ungezogen!“

Immer respectvoll hinter der ältlichen Bäuerin stehen bleibend, erlaubte sich der alte Bauer jetzt die Frage:

„Der Herr oder der Hund?“ worauf ihm sehr rasch und etwas herausfordernd erwidert wurde:

„Alle Beide!“

Aber da standen auch die Verklagten schon neben der Klägerin.

„Gott bewahre!“ rief die junge Bäuerin, „dieses schreckliche Ausschreiten! Immer drei Schritte, wäh-

rend ein anderes Menschenkind kaum mit einem fertig wird!"

„Hier ist wohl von mir die Rede?"

Die Eierkuchenrührerin machte eine trotzig bejahende Bewegung mit dem Kopf.

„Ich soll ungezogen gewesen sein?"

„So hör' ich!" bemerkte die ältliche Bäuerin.

„Wohl weil ich ihr helfen wollte, und sie sagte, daß ich das bleiben lassen sollte? Nun rührt sie, und rührt, und sieht nicht, daß das letzte Holzscheit nieder brennt!"

„Dem Unglück ist leicht abzuhelfen!" rief schnippisch genug die junge Bäuerin entgegen, „an Holz ist hier kein Mangel!"

„Wahr gesprochen, bin gern bereit, es auch für klug gesprochen zu erklären, wenn eins der Scheite, die dort liegen, so gut ist, allein auf den Herd zu spazieren."

Die Augen der Bäuerin folgten dem Fingerzeige des Bauers, und das Herz wurde ihr schwach beim Anblick der Riesenscheite! aber zwei andere funkelnde Augen waren denselben Weg gegangen und vier muntere Beine sprangen in zwei Sätzen hinterher.

„Apporte! apporte!" rief sie und als der kluge

Hund einen der runden Blöcke ins Rollen brachte, und als er laut bellend vor Freude damit am Fuß des Herdes anlangte, begrüßte sie ihn mit einem triumphirenden Seitenblick auf den Bauer, der mit verschränkten Armen dastand, und sich die Sache höchst phlegmatisch besah. Denn das Scheit war immer noch nicht auf dem Herde. Und wie sie nun so dastand, das Holzscheit und den Herd verlegen mit den Augen messend, da neigten sich auch gleich die Lacher ihrem Gegner zu, und selbst der Hund sprang zu seinem Herrn, wohl einsehend, daß nur er helfen konnte.

„Jetzt", meinte die ältliche Bäuerin, „stünde die Sache doch so, daß ein gutes Wort würde gegeben werden müssen!" worauf die Junge sogleich erwiderte:

„Ich will ihm's erlauben, daß er derlei Handreichungen macht. Aber in die Hauptsache darf er sich nicht mischen . . . und . . . zu befehlen habe ich."

„Seht wie Ihr miteinander fertig werdet!" sagte die ältliche Bäuerin, „wenn wir nur bald was zu essen bekommen."

„Ach ja — zu essen!" ächzte der alte Bauer, seinen Magen streichelnd.

Damit zogen sich die Beiden wieder in das Zim-

mer zurück und ließen das junge Volk mit dem Hund, dem Eierkuchen und der Stallbevölkerung, die noch manches muntere Lebenszeichen gab, allein.

Bald brannte das Feuer lichterloh; der junge Bauer durfte die riesige Pfanne halten, während die junge Bäuerin den fein gerührten Teig hineingoß. Er verwendete kein Auge von der Pfanne, sie keines von dem Teig, der im rechten Tempo anschwellen, und sobald er hellbraun geworden, umgedreht werden mußte.

Wäre ein Dritter unbemerkt herein gekommen, so hätte er wohl seine Glossen darüber gemacht, daß die beiden jungen Leute ihr extrafeines Sonntagszeug anhatten, um sich in Klostermaiers Almerei am Herd umzuthun. Und wäre es gar eine richtige Bäuerin gewesen, die auf sich und auf ihr Mieder was hielt, so würde sie es übel vermerkt haben, daß die schöne junge Eierkuchenbäckerin nicht erst die flinke Nadel an das Sonntagszeug gelegt, um es fester anliegend und kleidsamer zu machen. Nun — so unter sich allein, mochten sie sich wohl nichts daraus machen, daß das Gewand lose, als ob es nicht für sie zugeschnitten wäre, an ihnen hing. Und sie hatten auch Recht: Die junge Bäuerin war so schön, daß an ihr Alles kleid-

sam erschien, und der junge Bauer war es auf den ersten Blick so wenig, daß der Anzug nichts wegnehmen, und, besah man ihn genauer, nichts hinzufügen konnte.

So genauer Besichtigung sollte er jetzt unterzogen werden. Denn der wichtige Augenblick, wo er, mit gütiger Erlaubniß der jungen Bäuerin, die Riesenpfanne mit dem fertigen Eierkuchen in das Zimmer tragen durfte, war gekommen. Sie eilte voran und ließ die Thüre, durch die er gebückt eintreten mußte, für ihn offen. Der Tisch, an dem die ältliche Bäuerin und der alte Bauer saßen, war schon mit einem sauberen, rothgeblümten Tuche bedeckt; blanke Zinnteller, weiße Beinbestecke, eine Flasche Klosterwein und kleine Henkelbecher von Steingut, mit Heiligenbildern bemalt, standen auch bereit und waren rasch vertheilt. Die heiße Pfanne zu empfangen, stellte die junge Bäuerin einen großen Holzteller mitten auf die Tischplatte. Wie behende, wie allerliebst ordnete sie Alles! und doch hingen die Augen der zwei im Zimmer Anwesenden nicht an ihr, sondern an ihm, der mit unnachahmlichem Ernst und mit gravitätischen Schritten das culinarische Meisterstück hereinbrachte, und ihrem gebieterischen Fingerzeig gehorchend, feierlich hinstellte.

Das Zimmer war niedrig, und die sechs grüneingerahmten Glasguckerchen, durch die man auf die Wiese hinausschauen konnte, wenn sie nicht, wie jetzt, vom Regen beschlagen waren, hätten nicht winziger sein können. Aber der innere Raum dehnte sich doch weitläufig zwischen Thür und Fenster hin. Wie der Küche, so sah man es auch dem Zimmer an, daß es gewohnt war, Gastlichkeit zu üben. Eine überraschend behagliche Gastlichkeit, wenn man bedachte, wie hoch oben im Gebirge man sich befand. Da standen an dem einen Längenende drei breite hölzerne Bettgestelle und lehnten drei gegitterte Holzbänke daran. Darin und darauf lagen bis an die Decke hinauf Betten übereinandergeschichtet. Geblümtes Baumwollzeug, das unter dem Namen „Klosterweberei" guten Ruf im Lande hatte, war, um den Staub abzuhalten, darüber ausgebreitet. Hohe, eisenbeschlagene Holztruhen, mit bunten Bildern bemalt, welche die Geschichte des Sündenfalls, der Verstoßung aus dem Paradiese und die Mutter mit dem Jesuskinde, das die sündige Welt errettet, darstellten, bargen die Bett- und Tischwäsche, und ein alter Eichenschrank mit hohem Giebelaufsatz den Bedarf an Schüsseln, Tellern, Krügen und sonstigem

Tischgeräth. Diese Vorkehrungen nahmen die eine Hälfte des Zimmers ein, während die andere Hälfte mit Tischen, Bänken und Stühlen schön wohnlich eingerichtet war. An dem Eckfensterchen stand sogar ein lederner Armstuhl, vor dem auf den schneeweiß gescheuerten Dielen eine Strohdecke lag.

In diesem Armstuhl saß die ältliche Bäuerin, neben ihr auf einem Lehnsessel von Strohgeflecht der alte Bauer. Es war in der That ein behagliches Plätzchen! . . . Von den weißen Wänden guckten Heiligenbilder, Kreuze, Herzen und Kränze von Silberdraht herab; auf dem schmalen Fensterbrettchen blühten in kleinen Töpfen Kapuzinerkresse, Reseda und Himmelschlüssel, und auf dem Mauerpfeiler zwischen dem letzten und nächsten Fensterchen prangte ein purpurrothes Weihwassernäpfchen. Ueber diesem hing in sehr falschem Licht, — so daß man besonders das aschfarbene Gesicht kaum sehen konnte, — das Bild eines Mannes in blauer Uniform. Doch ließ der dreieckige Hut und der Krückstock keinen Zweifel zu, daß es der große König war. Irgend eine Freundeshand hatte ihn obendrein erst kürzlich mit einem Kranz von Lorbeer und

Immortellen geschmückt, denn Blätter und Blüthen des Kranzes sahen noch frisch und saftig aus.

Die Aufmerksamkeit der Alten war ausschließlich auf den jungen Bauer gerichtet, welcher ernst und feierlich die Riesenpfanne anbrachte und hinstellte.

So komisch war sein Auftreten, daß die Beiden in ein unwiderstehliches Lachen ausbrachen, was noch erhöht wurde, als er, ohne sich in seiner Rolle stören zu lassen, sie hierauf mit dem Erstaunen eines Schuljungen ganz naiv anblickte.

„Wolf, — mon cher Wolf — vous êtes vraiment impayable!“ rief endlich, Stimme und Haltung wieder gewinnend — der alte Herr.

„Impayable? au contraire! je compte être bien payé!“

„So — nun sind wir verrathen! Von Aristides des Weisen und Gerechten Busenfreund, von Titus des Gütigen eifrigstem Bewunderer — verrathen!“ rief, den Eierkuchen in Stücke zerlegend, Sophie.

„Verrathen — doch nur an Friedrich, den das Lorbeerreis, das unsterbliche, schmückt!“ bemerkte nach einem flüchtigen Seitenblick auf das Bild die Fürstin, indem sie dem hungrigen Hofrath die größten Schnitte

auf den Teller legte und dann sich selbst versorgte. Sophie, mein Kind, thun Sie das Gleiche für unsern Beschützer und Retter aus der Gefahr —

— — Vom Regen unter die Traufe zu kommen!" ergänzte Wolf.

„Nun kein Wort mehr, Kinder, eh' Hunger und Durst gestillt sind!" befahl die Fürstin. „Schenken Sie ein, lieber Wolf! . . . Der Wein soll uns munden! Ich kenne ihn! Er, wie der Klostermeier, der ihn gewinnt, sind gute alte Bekannte von mir!"

Nicht ungern kam man dem Gebote des Schweigens nach; denn der Magen, der mit dem Geist meist auf gespanntem Fuße lebt, will von dem windigen Gesellen schließlich nichts wissen, wenn er auf dessen Kosten vernachlässigt wird. Das war heute geschehen. Die Fürstin hatte sich von ihren Jugenderinnerungen und einer Sehnsucht nach ihrem Alpenheim zu einem Ausflug fortreißen lassen, ohne die rathsamen Vorkehrungen dafür zu treffen.

Man hatte das elegante und bequeme Hotel in S. ohne Diener und ohne andere Vorräthe als Riechfläschchen und Anisbonbons verlassen, um den Weg nach der ziemlich entfernten Klostermeierei anzutreten.

Papa Wolf, dem man sonst in derlei Fällen als zuverlässigem Wetterpropheten die entscheidende Stimme gegeben, war heute nicht gefragt, und als er trotzdem warnte, nicht gehört worden. Die Leute im Hotel, die Eingebornen, mußten die Wetterzeichen hier doch besser verstehen als er, und sie hatten Ihrer Durchlaucht, auf Dero lebhaft geäußerten Wunsch den Ausflug zu machen, die Versicherung gegeben: „Das Wetter dazu könne nicht besser sein. Nach drei Stunden mühelosen Weges, meist in Waldesschatten, würden die hohen Herrschaften des Klostermeiers Gehöft erreichen. — Dort aber fehle es an gutem Imbiß und an Bequemlichkeiten nicht" Damit sagten sie der Fürstin nichts Neues, und da ihr darum zu thun war, den alten Mann, der nun schon ein recht alter Mann sein mußte, zu überraschen, und zu sehen, ob er sie, nach so vielen dazwischen liegenden Jahren, wiedererkennen würde, wollte sie keine Anmeldung vorausschicken, und kein, Stand und Würden verrathendes Gefolge mit sich nehmen.

Sophie stand mit Wunsch und Meinung sogleich zu ihrer Fürstin, während der Hofrath — nicht ob der Wetterzeichen, von denen kein Kind weniger verstand

als er, sondern aus Besorgniß, daß das Gemüth seiner Herrin zu mächtig bewegt werden könnte, zu seinem Wolf hielt. Natürlich geschah der Wille der Damen, und die Herren hüteten sich während des Weges, welcher stellenweise ungewohnte Kraftanstrengungen erheischte, Wetterwolken in den noch blauen Himmel zu zeichnen. Ja, als diese Wolken plötzlich unbestreitbar am Himmel standen, und fragende Blicke verstohlen auf Papa Wolf's Stirn gerichtet wurden, gleich als wolle man einen Orakelspruch herunterlesen, kam er nicht etwa mit einem triumphirenden „Hab' ich's nicht gesagt?" hervor, sondern mit einem beschwichtigenden: „Wir können noch vor Ausbruch des Gewitters das Ziel erreichen!" Er hatte sich in weiser Voraussicht dies Ziel näher gesteckt. Nicht in der Richtung der Meierei führte er die Gesellschaft, welche sehr weit ab am jenseitigen Abhang des Berges lag. Denn der herrliche Ausblick, welchen sie bot, und von dem die Fürstin mit Begeisterung sprach, wäre bei dem drohenden Unwetter doch nicht zu genießen gewesen. Er lenkte vielmehr die Schritte der Damen unvermerkt der, noch diesseits des Berges, inmitten des Weidegrundes liegenden Almerei zu, welche zur rechten Zeit Obdach

bieten konnte. Die Fürstin fand sich in ihren Erinnerungen erst zurecht, als sie aus dem Walde auf die Wiese heraustrat; da ward sie aber auch schon von einem leichten Sprühregen begrüßt, dem der Wind, der ihm nachjagte, und der Wind, der ihm entgegenkam, sogleich einen heftigen Charakter gaben.

„Thut nichts, Durchlaucht! Dort liegt die Almerei!" sagte Wolf mit sehr bestimmtem Ton, und Vater Gervinus bedeutend, er möge neben Fräulein von Hohem hier zwischen den letzten Bäumen ruhig stehen bleiben, bis er wiederkomme, hob er die Fürstin, ohne weitere Erlaubniß einzuholen, rasch empor und trug sie — eine leichte Last auf seinen starken Armen — mächtig ausschreitend in das ganz nahe Haus. Als er umkehren wollte, um Fräulein von Hohem eben so zu befördern, stand sie, ihre Kleider schüttelnd, lachend neben ihm; und Vater Gervinus kam etwas rascher, als der gewohnte Hofschritt es vorschrieb, über den grünen Grund unter dem nun schon strömenden Regen daher.

Die Magd, zur Stunde die einzige in der Almerei Anwesende, zeigte durch ihr geringes Erstaunen, und ihre schnelle Hilfsbereitschaft nicht nur, daß ihr solche

Fälle nichts Neues waren, sondern auch, daß sie des Herrn Klostermeiers ganzes Vertrauen, und Schaltungs- und Waltungsrecht über alle Vorräthe besaß.

Die nassen Kleider gegen einen Sonntagsanzug der Frau Meierin zu vertauschen, belustigte die Fürstin sehr, und Sophie, der die Magd das Festzeug der jüngsten Tochter ihres Herrn mit dem Bemerken hinlegte: „Zur Einweihung des Klosters wird sie doch wieder ein neues kriegen, und a so und a so, ist es an Ehr für das Gwand!" wurde ganz übermüthig, als sie sich plötzlich, zur Bäuerin metamorphosirt, im Spiegel besah. Die Verkleidung der Herren, das Verhalten Lord Puck's, dem die Sache anfänglich ganz und gar nicht gefiel, trug zur Steigerung ihrer munteren Laune bei, welche in Uebermuth ausartete, als die Magd nach dem Gehöft hinüber mußte, um „ihrem Herrn die eingeregneten Gäste zu vermelden".

Jetzt, meinte Sophie, wäre die Reihe sich nützlich zu machen und zu helfen an ihr! Nun möge der unausstehliche Papa Wolf, der stets obenauf sei, stets in Allem Bescheid wisse, auch einmal die Rolle des Zusehens übernehmen!

Das und noch mehr, sagte sie ganz muthwillig.

Die Magd stand lachend vor ihr: „I Du mei, I Du mei! Das schöne Bauermädel!“ rief sie ein Mal über das andere, indem sie dem Hoffräulein das blaue Fürtuch umband.

Als die Uebermüthige aber im Laufschritt in die Küche wollte, verlor sie die Schuhe der jüngsten Maiertochter, die mit Bändern an dem Fuße befestigt werden mußten.

Während sie dann draußen eitel Geschäftigkeit war, und Papa Wolf und sein Hund den Aufstand im Kuhstall zu Wege brachten, hatten die Fürstin und Hofrath Gervinus ein ernstes Gespräch gehabt. . . .

Jetzt bei Tische herrschte also tiefes Schweigen; man war ganz bei der frugalen Mahlzeit, von der auch Lord Puck sein Theil erhielt. Eine geraume Weile hörte man nichts als das Geräusch der Messer und Gabeln auf den zinnernen Tellern, und das Tripptripp des Regens, der, vom Winde begleitet, an die Fenster schlug. Es waren die Schlußtacte des Wetterconcerts.

Die Gesellschaft saß dann noch eine Weile traulich beisammen; man sprach von den letzten Erlebnissen der schönen Reise, und von Wien, wo man einem

Cercle bei der Kaiserin angewohnt und Maria Theresia sich Sophien sehr huldreich erwiesen hatte. — Da schaute plötzlich der blaue Himmel und die liebe Sonne über die schimmernden Wiesen in's Zimmer herein. Sophie hätte sogleich hinaus eilen mögen, aber der weise Papa Wolf war wieder oben auf.

„In einer halben Stunde!" sagte der, und zwar in seiner bestimmten Art, gegen die nun Keiner mehr aufzukommen versuchte.

„Wolf ist ein durch und durch eigenthümlicher Mensch!" bemerkte die Fürstin nachdenklich, als sie den Grafen und Sophie über die Wiese nebeneinander hingehen sah. Lange neigte sie sich aus ihrem bequemen Sitze heraus, dem Fensterchen zu, um ihnen nachzublicken. Einmal wendete Sophie sich um, und machte der Fürstin einen bäuerischen Knix, wie sie es von der Magd gesehen hatte. Darauf drehte sich auch Wolf herum und grüßte — nach feinster Höflingsart, was wieder urkomisch aussah.

„Wohl weiß ich, daß er ist wie kein Anderer," — antwortete der Hofrath, „aber — ob Euere Durchlaucht es in demselben Sinne meinen, wie ich — das weiß ich nicht."

„Von diesen Dingen mit Ihnen zu sprechen, mein alter Freund, ist seit lange mein Wunsch. In Italien waren wir den mächtigen äußeren Eindrücken mit ganzer Seele hingegeben; ihnen mußte alles Persönliche weichen. Jetzt, auf dem Punkte; nach unserem Hartenstein, unserem Tusculum zurückzukehren, treten wir selbst, unsere Erwartungen und unsere Pläne wieder in den Vordergrund. Ueber zwei Jahre sind vergangen, seit meine Sophie mit uns lebt, über ein Jahr, daß Sie mir Ihren Wolf — aufgezwungen haben."

„Durchlaucht —"

„Lassen Sie das Wort nur stehen! Wirft es noch einen Schatten, so fällt er auf mich. . . Das Alles will ich ja vor Ihnen aussprechen; eben heute — und eben hier. Heute vor zweiundzwanzig Jahren sah ich Wolf's Vater zum Letztenmal. Erschrecken Sie nicht! Dank den Beiden, die dort nebeneinander hinschreiten, Dank vor Allem dem prächtigen Sohne des verbrecherischen Vaters — ist es in dem einzigen dunkeln Winkel meiner Seele hell geworden. Der brennende Fleck furchtbar verletzten weiblichen Stolzes schmerzt nicht mehr. Ich kann jetzt mit vollkommener

Ruhe jener schmerzlichen Ereignisse gedenken. — Viele hatten um die Hand der Erbin von Holstein-Plön geworben; unter ihnen auch Fürst Hohenlohe. Die Meisten mißfielen mir; — den Fürsten achtete ich hoch, aber die Neigung fehlte. Ich wollte mich ganz dem Vater widmen, welchem die zweite Ehe nur Schmerz gebracht hatte, und wies alle Anträge zurück. Mein Vater und meine Halbschwester Angela, das engelsschöne Kind füllten mein Herz aus. So vergingen die Jahre. Das alternde Mädchen dachte an keine Verbindung mehr. Angela wollte sich gleich ihrer Mutter, zu der ihre ganze Seele neigte, in Klostermauern vergraben; mußte ich da nicht des gebeugten alten Vaters Ein und Alles sein? — — Und nun sollte mir, die ich mich über so viele meiner Standesgenossinnen hocherhaben fühlte, das begegnen!! Mein stolzes Herz sollte sich so verirren! — — Ein Fremder kommt — und — gewinnt mich sogleich! Wodurch — ist mir noch ein Räthsel! Denn er war nur schön! Alles Andere träumte ich hinzu . . Und dieser Fremde spielte mit mir Komödie, zu seinem momentanen Zeitvertreib; warf sein lüsternes Auge zugleich auf meine Schwester, und auf das Kind aus dem Volke, die

Braut des jungen Felber — und — war ein verheiratheter Mann! Doch — was wußte ich heute vor zweiundzwanzig Jahren davon! Ich liebte, und glaubte mich von einem meiner würdigen Manne geliebt. Nun erst kamen des Schicksals Schläge auf uns herab! — — Mein Vater und ich brachten Angela nach dem Kloster zurück, und zogen, wie es seit mehreren Sommern unsere Gewohnheit war, nach der Klostermeierei hier herauf. Es geschah, um den Vater in der Alpenluft zu kräftigen, und um unserer Angela näher zu sein. — In jenem Jahre sollte an ihrem siebzehnten Geburtstage ihre Einkleidung stattfinden, der wir beiwohnen wollten. Sie trug schon das Novizenkleid, that Klosterarbeit und durfte nicht mehr zu uns herauf kommen. Aber mein Vater liebte es, von hier auf den Wohnsitz seines Kindes hinabzuschauen, und manchmal ließen wir uns in Sänften den Berg hinab tragen und zum Kloster fahren, um eine halbe Stunde im Sprechzimmer mit unserer sanften Himmelsbraut zusammen zu sein! Wie lebhaft treten in diesem Augenblicke alle Einzelnheiten vor meine Seele. Besonders Alles, was zwei Tage vor Angela's Einkleidung geschah. Die Liebfrauenkirche feierte ein

großes Marienfest. Palestrina's Stabat mater sollte aufgeführt werden und unsere Angela die Hauptstimme singen. Mein Vater und ich hatten auf einem Seitenchor Plätze, von denen wir Alles übersehen konnten. Die Kirche war gedrängt voll; nicht nur aus den ihr zugehörigen Ortschaften, aus weiter Ferne waren die Leute herbeigeströmt. Denn die Nachricht, der Bischof werde die Messe lesen, und die Tochter der Fürstin Aebtissin, die Novize, die er selbst einzusegnen gedenke — werde im Stabat mater mitsingen, hatte sich weithin verbreitet. Wir bemerkten unter den Andächtigen sogar einen Trupp preußischer Soldaten, welche auf dem Durchmarsch begriffen, in einer benachbarten Ortschaft campirten. Mein Vater machte mich auf die schöne Haltung der Leute und auf die anziehende Erscheinung ihres Offiziers aufmerksam. Wir hatten schon von diesen Soldaten und ihrem Führer rühmend sprechen hören. Ein Verwandter des Klostermeiers, ein Handelsmann zur See, der irgendwo im Norden ansässig war, gelegentlich aber bestellte Waaren selbst ablieferte, war vor einigen Tagen von Strolchen angefallen worden. Es wäre ihm übel ergangen, hätte sein Glücksstern nicht eben diese preußischen Reiter des

Weges daher geführt. Der Mann, der uns das selbst erzählte, hat sich meiner Erinnerung besonders eingeprägt. Er war eine eigenthümliche Erscheinung; hager und dürr von Aussehen, trocken und karg in Worten, hatte sein Wesen etwas Zuverlässiges und Vertrauenerweckendes. Er stand in der Kirche neben dem preußischen Offizier und hatte auch die Absicht, unter dem Schutze der preußischen Reiter seine Rückreise anzutreten. Seines Namens entsinne ich mich nicht. Als Angela's Stimme ertönte, dachte gewiß Niemand im ganzen weiten Raum der herrlichen Kirche an etwas Anderes mehr! Wie ein Engel stand sie inmitten des Orgelchors, und man sah es ihr wohl an, daß ihre Seele in jenen Höhen weilte, zu denen sich ihr himmlischer Gesang erhob. Viele weinten heiße Thränen, der junge Offizier schien auf's Tiefste bewegt, und selbst seinem Freunde, dem dürren grämlichen Handelsmann, sah man etwas wie Rührung an.

Die Messe war zu Ende. Wir kehrten hierher zurück. Wer es uns in jener Stunde gesagt hätte, daß wir das Liebfrauenkloster und unsere Angela zum Letztenmal gesehen hatten! — In derselben Nacht

weckte uns wüstes Getöse und Sturmgeläut. Ein Bild des Entsetzens stürzte der Maier herein.

„Durchlaucht — das Liebfrauenkloster brennt!" — rief er. Schon stand ich am Fenster, mein Vater wankte mir mühsam nach. Er sank in die Knie, als er in der Richtung, die ich in sprachloser Angst andeutete, Flammen und Rauch das herrliche Gebäude umhüllen, und des Nachthimmels graues Gewölke gluthroth färben sah! — — Und doch — war daß das Schrecklichste noch nicht, was uns geschah! — Monate folgten einander, in denen jeder Tag eine andere verwirrende, herzerdrückende Kunde brachte, ehe mein stolzes Haupt sich unter der Gewißheit beugen mußte, daß kein Name die Schändlichkeit des Mannes nennt, dem ich meine Liebe geschenkt, und daß dieser Nichtswürdige der Räuber meiner Schwester war! Und während so Unerhörtes über uns hereinbrach, mußten wir darauf bedacht sein, äußerlich des Hauses Ehre zu wahren. Wir suchten das Gerücht von der Entführung der jungen Prinzeß niederzuhalten, und ließen die Nachricht verbreiten: sie und die Fürstin Aebtissin seien ein Raub der Flammen geworden! Fürst Hohenlohe bewährte sich in jener fürchterlichen Zeit als sel-

tener Freund. Er half mir, mich zu erheben. Dankbarkeit und Verehrung bahnten seiner edlen Liebe den Weg. Als ich ihm meine Hand reichte — hielt ich das Entsetzliche für überwunden. Zwischen uns geschah dessen nie Erwähnung.

Zwei Jahre waren vergangen. Da erhielt mein Vater eines Tages ein Schreiben von unbekannter Hand, welches ihm mittheilte, seine Tochter Angela habe einem Mädchen das Leben gegeben.

„Wenn Gott," so hieß es in dem Briefe, „das Kind erhält, so wird Alles aufgeboten werden, ihm eine unabhängige Stellung im bürgerlichen Leben zu sichern. Diese Zeilen erflehen von dem Großvater des Kindes nichts, als daß er es segne, damit es unter diesem Segen gedeihe. Nur wenn Gott es so fügen sollte, daß dies geliebte Kind, welches jetzt von der zärtlichsten Sorge umgeben ist, dermaleinst verarmt und verwaist, nur dann würden dem edlen Fürsten von Holstein-Plön die urkundlichen Beweise über Geburt und Abkunft seiner Enkelin zugestellt und seinem Herzen und Gewissen anheimgegeben werden, wie er damit verfahre!" Unter dem Schreiben standen von Angela's

Hand die Worte: „O mein geliebter Vater, o meine theure Schwester segnet mein armes Kind!“

Mein Vater sprach sich nie gegen uns über den Eindruck aus, den dieser Brief auf ihn gemacht, doch sahen wir ihn nach und nach noch mehr in sich zusammensinken, und bald verließ er uns für immer. Sein letzter Wille sicherte in einer, nur mir und meinem Gatten bekannten Clausel Angela's väterliches Erbtheil, den Brautschatz, den sie dem Kloster hatte zubringen wollen, ihrem Kinde, für den Fall, daß dieses auftreten und sich legitimiren sollte. Mir als Verwalterin und zeitweiliger Nutznießerin dieses Vermögens war die Verpflichtung auferlegt, dem Kinde einen Namen und eine Stellung in meiner unmittelbaren Nähe zu geben, wenn auch die abnorme Sachlage keine öffentliche Anerkennung gestattete. Fünfundzwanzig Jahre sollte diese Clausel in Kraft bleiben.“ Hier schwieg die Fürstin und sah eine Weile sinnend vor sich hin. Aber kein Schatten lag auf ihrem edlen Angesicht. Die hohe Stirn zeigte nur Klarheit und Ruhe.

„Lieber alter Freund, Sie wissen, welchen Ruf ich in der großen Welt unter den Frauen meines Standes habe. Ich danke ihn meinem Vater, meinem

Gemahl und Ihnen. Man spricht mit einem gewissen Respect von meinem Geiste und meinem Charakter; und selbst Männer wie Sie, lieber Gervinus, beneiden mich um die „classische Ruhe und Würde“ meiner Haltung. Wer ließe sich nicht solches Lob gern gefallen? Ich gebe mir seit langer Zeit Mühe, es zu verdienen. Der Tod meines Gemahls stellte mich auf manche schwere Probe. Mir stand seitdem in der weiten Welt Niemand außer Ihnen, mein gelehrter alter Freund, recht nahe. Die kinderlose Fürstin von Hohenlohe fühlte ihr Herz kühl werden und verlegte sich zum Zeitvertreib auf kleine Diplomatie. . . . . Nur in einem Winkel dieses Herzens fühlte sie noch immer einen heißen, wunden Fleck, aber nicht von Liebe wund und heiß — sondern von Haß.

. . . . Da fand ich Sophie. Gleich auf den ersten Blick wurde ich von ihrer Erscheinung wundersam bewegt und angezogen. Sie erinnerte mich in ihrem Novizenkleide an Angela. Die scheue, in ihrem Nonnenschleier tief verhüllte Oberin, die mir die Tagebücher des bleichen, von schwerer Krankheit erstandenen Mädchens einhändigte, bestärkte diesen Eindruck. Als sie mir in einer Nacht, an meinem Bette sitzend, in ab-

gerissener, halbleiser Rede das Ende der Geschichte der armen Waise mittheilte, war mir, als müsse ich diese zu mir nehmen, um sie vor dem Schleier zu retten. Daß die Absicht obwaltete, ihr eine Zuflucht im Kloster zu bieten, war unzweifelhaft; und der Seelenzustand des Mädchens ganz danach angethan, eine solche Zuflucht anzunehmen. — Nie zuvor hatte sich ein so mütterliches Gefühl in mir geregt, und so rasch hatte ich nie einen so wichtigen Entschluß gefaßt. . . . Mir — und kann ich nicht sagen — uns, zum Segen? Ist das holde Mädchen nicht uns Allen an's Herz gewachsen? was wäre unser Hartenstein ohne sie?“

Der alte Herr nickte zustimmend mit dem Kopfe, und man sah es wohl, wie ernst es ihm damit war.

„Nun hat diese begeisterte Seele mich zum Gegenstand ihrer höchsten Verehrung gemacht! Was verdankt sie nicht Alles ihrer herrlichen, ihrer erhabenen Fürstin! Ihre Tagebücher und Briefe an die Freundin Henriette sind zur Hälfte mit meinem Lobe und ihrer kindlich-verehrenden Liebe angefüllt. Und ich — nun ich schwelge darin! Aber nicht ohne Nutzen, mein Freund! Diese weiche Kinderhand hat mehr Falten in meinem Innern geglättet, als ich Halbheiten und jugend-

liches Unverständniß aus dem Ihrigen nahm. Die alte Frau that sogleich in aller Stille das Möglichste, um so zu sein, wie sie dem holden Kinde erschien. Und jetzt, mein Freund, komme ich erst auf das, was Sie am liebsten von mir hören werden. — Meine Sophie hat mich in gewissem Sinne auf Ihren Wolf vorbereitet.

Gesegnet sei der Augenblick, wo er meine Schwelle betrat. Ich weiß jetzt nicht mehr, wie Haß brennt. Er hat den bösen Fleck aus meinem Herzen genommen. So wahr ist es, daß edle Menschen durch ihr bloßes Dasein schon auf Andere wirken. Die Summe der vortrefflichen Eigenschaften, die sich in diesem jungen Manne vereinigen, imponirt mir, der alten Frau so, daß ich den Gedanken kaum ertragen würde, hinter seinen Vorstellungen zurück zu bleiben.

Wolf ist so schlicht, so unbewußt gut, dabei so unbefangen und klar, daß er fast nie den rechten Weg verfehlt. Dann auch ist er so fest in der Art seines Seins! . . . Wir hatten Beide befürchtet, daß sein, gegen die modernen höfischen Allüren so sehr verstoßendes Auftreten an den Höfen übel vermerkt, oder gar belächelt werden würde. — Und was geschah?

Wo er hinkam, gewann er die Besseren, und die Unbedeutenderen zogen sich zurück. Zu spotten wagte Keiner! Und was geschah noch? Er bekehrte sich nicht zu unseren Anschauungen, wir neigten uns vielmehr den seinigen zu. Er hat einer liebenswürdigen Natürlichkeit bei uns Vorschub geleistet, wofür wir ihm Dank wissen müssen. Ja, was hat er nicht sonst noch Alles für uns gethan! — — Alter Freund! errathen Sie, wo ich hinaus will? Wissen Sie, was jetzt in dem hellen Leben, daß diese Kinder meinem Alter bereiten, meine einzige Sorge ist?"

„Wohl errathe ich es, durchlauchtigste Fürstin!"

„Dann sagen Sie mir rasch, was Sie davon halten! Sie müssen wissen — Sie sind in Allem sein Vertrauter — hatte Wolf schon eine Liebe im Herzen, als er in meine Dienste trat?"

„Daß das nicht der Fall war, weiß ich ganz bestimmt!"

„Dann ist es nicht möglich, daß sein Herz, dieses treue, edle, allem Guten und Schönen erschlossene Herz meiner Sophie widerstand. Dann liebt er sie, dann muß er sie lieben!"

„Durchlaucht — könnten wir nicht dasselbe mit

demselben Recht bei Fräuleiu von Hohem voraussetzen?“

„Nein, lieber Gervinus! Ein Mädchen muß umworben werden. Und Sophie mehr, als eine Andere, wenn sie auch sonst wie Ihresgleichen wäre. Denn ihr hat eine zu bittere Erfahrung die Liebe zum Manne verleidet. Sie hat Vorsätze gefaßt, die bekämpft, Vorurtheile, die vernichtet werden müssen. Statt dessen nimmt Wolf mein einmal scherzend hingeworfenes „Papa“ au pied de la lettre, und trägt — so will es mich manchmal bedünken, darin mit Absicht auf.“

„Wenn er es thut, Durchlaucht — ich kann ihn nicht tadeln. Ein Mann, der kein Haus hat, in das er seine Gattin führen kann, thäte sehr Unrecht, Liebe einflößen zu wollen. Fräulein von Hohem ist durch so viele Vorzüge zu den höchsten Ansprüchen berechtigt; auf Wolf's kaum freigearbeiteten Besitz hat der Bischof von Bamberg eine Schuldforderung gewälzt, die der Pachtschilling von zehn Jahren kaum tilgen wird.“

„Es ist unerhört! — — Wenn Wolf es doch versucht hätte, die Zahlung zu weigern.“

„Herren, wie der Bischof von Bamberg, gehen

immer sicher. Zeugen sind da und zum Schwur bereit, daß Graf Roneck den Schmuckkasten des Muttergottesbildes raubte, während Trenk das Bild zerhieb. Trenk selbst machte vor seinem Tode Aussagen. Um den Namen des Vaters zu retten — ging Wolf auf Alles ein. Wer weiß, ob er nicht im Stillen fürchtet, es möchte noch manche andere Forderung auftauchen — und die Ehrenrettung seines Vaters seines Lebens Hauptaufgabe bleiben!"

„Eines Vaters, der keine Ehre hatte!"

„Wer soll ihm das sagen, Durchlaucht? Mir fehlt der Muth, so tiefen Schatten in sein helles, heiteres Gemüth zu werfen! Es könnte ja doch sein, daß ihm die Entdeckung erspart bliebe!"

„Lassen Sie uns das Beste hoffen! Wie oft schlägt, was von Uebel war, in Segen um! — In fünf Jahren bindet mich die Clausel des väterlichen Testaments nicht mehr. Ich kann dann über Angela's Erbtheil verfügen, und werde es zu Sophien's Gunsten thun. Bis dahin könnte ich dem jungen Paar die jetzt verschlossenen Appartements auf Schloß Hartenstein einrichten lassen. Ihrer Schwester fällt das Amt, das sie bei mir verwaltet, schon schwer, sie bittet mich in

jedem Briefe, sie zu pensioniren. Sophie wird dann Frau Hofmeisterin. — Graf Wolf könnte seinem Pflegevater nächstens auch alle Lasten abnehmen, unser aller Versorger und Chef meines Hofhalts werden!“

„Es wäre herrlich, Durchlaucht! Doch ich fürchte —“

„Nichts von Furcht, alter Freund! . . . Dort kommen unsere Kinder schon von ihrem Spaziergang zurück. Sophie hält einen Brief hoch und beschleunigt ihre Schritte. Wie schön ist sie geworden! Jetzt, seit sie ganz genesen, macht der zartgebildete Körper nicht mehr, wie früher, den Eindruck der Schwäche. Was jetzt auf Wangen und Lippen blüht, das sind die Rosen der Gesundheit; was aus den Augen leuchtet, ist der frohe Jugendmuth, der sich dem stetig vorwärts strebenden Geiste gesellt. Sonderbar — wie sie mich in diesem Augenblick an Angela mahnt! Obgleich Jene nie so heiter war. Ihr fehlten nur die Flügel, um schon auf Erden ein Engel zu sein. Aber etwas Schwärmerisches hat Sophie auch. Es tritt jetzt ganz in den Hintergrund, weil sie sich so glücklich fühlt. Daß es aber in ihrer Seele schlummert, zeigt ihr Gesang. Wie hat der Unterricht in Rom ihre Stimme gefördert!“

Der Hofrath erhob sich von seinem Sessel, um hinter der Fürstin hervor auf die Alpwiese hinauszuschauen, über welche die beiden, in Jugendfülle prangenden Gestalten, ungezwungen plaudernd herankamen.

„So oft ich meinen Wolf aufmerksam betrachte, fällt mir auf, daß er trotz seiner edlen Züge, seiner hohen Gestalt und des schönen Ebenmaßes seiner kräftigen Glieder nichts Anziehendes, nichts äußerlich Gewinnendes hat. Die Schönheit seiner Mutter, ins Männliche übertragen, kehrt in seinem Gesichte wieder, seine dunklen Augen, sein prächtiges Haar suchen ihresgleichen; und dennoch habe ich ihn schon häßlich nennen hören!“

„Häßlich! Nein! Wie sollte Wolf häßlich sein? Aber sehen Sie, lieber Gervinus, ich glaube die Lösung des Räthsels gefunden zu haben. In Wolf's Zügen, wie in seiner Haltung und Rede fehlt jeglicher Affect. Die Tugenden, die ihn innerlich schmücken, die uns imponiren, unsere Achtung, unser Vertrauen, unsere Freundschaft erzwingen, nehmen seinem Aeußeren viel von dem, was unser Auge anzieht. Es liegt kein jugendlicher Ausdruck in seinem Wesen. Ich glaube — hätt' ich dem jungen Mann nicht das Sobriquet „Papa“

gegeben, es würde der Frau Hofmeisterin oder Sophien eingefallen sein, denn das Wort ist so bezeichnend. Anfangs konnte man von Diesem oder Jenem die Frage hören: Wie sieht der Graf wohl aus, wenn er sich ärgert? — wenn er betrübt ist? u. d. m. Jetzt frägt man nicht mehr, denn man weiß: Graf Wolf ist der personificirte heitere Gleichmuth. . . . Uns Frauen gegenüber hat er noch einen besonderen Fehler: er denkt nicht daran, uns gefallen zu wollen. — Doch still — da sind sie!"

Die Thür that sich auf. Zuerst kam sehr manierlich — wie es sich auch für ihn in Ihrer Durchlaucht Gegenwart von selbst verstand — Lord Puck herein. Sophie hatte ihm ein Alpenblumenkränzchen auf den Kopf und den Brief dazwischen gesteckt. Er hielt die Ohren steif, um nichts zu verlieren, bis er es der Fürstin in den Schooß schütteln konnte.

„Von der Frau Markgräfin von Durlach, Erlaucht!" rief Sophie über den vierfüßigen Briefboten hinweg; und Graf Wolf meldete geschäftlich:

„Die Frau Markgräfin ist mit großem Gefolge in unserem Hotel in S. angelangt. Der Bote, der den Brief brachte, wartet auf Antwort!"

„Dieu des Dieux!“ sagte die Fürstin, „was führt denn meine liebe Durlach eben jetzt hierher?“ Aber kaum hatte sie einige Zeilen gelesen, da zeigte auch schon der wiederholte Ausruf: „A, c'est bien fatal!“ daß sie nichts weniger als angenehm überrascht war. Mehr zu sich selbst, als zu ihrer Umgebung, bemerkte sie dann: „aber — von einem refus kann nicht die Rede sein! . . . und — à la fin des fins — wer weiß, wozu es gut ist!“ und erhob sich.

„Lieber Wolf! Wir werden nicht im Gehöft übernachten!“ . . . Unsere Kleider sind trocken; das Wetter schön und es ist erst zwei Uhr. Sie sind daher so freundlich, den Boten der Markgräfin mit mündlichem Gruß und der Meldung, daß ich komme, zurückzuschicken. Wir machen gleich Toilette. Dann erscheint der Klostermeier, um mich zu erkennen, oder nicht zu erkennen, und ich plaudere von vergangenen Zeiten mit ihm. Mich wundert, daß er nicht schon hier ist! Um 5 Uhr brechen wir auf, und sind um 7 Uhr unten.“

Eben trabte die Magd auf die Almerei zu; der Klostermeier war mit seinem Vetter an der jenseitigen Bergseite nach S. hinabgegangen, während die Fürstin

mit ihrer Gesellschaft diesseits heraufgekommen war. Sie hätte sich das denken können, meinte die Magd, denn der Alte sei ja schon acht Tage auf der Alm, und länger hielte Der's doch nirgends aus! „Und a freindlich's Gsicht sieht von Dem da schon ka' Sterbensmensch! Außer epper das aschgraue Bild da drinnen, dem er jedesmal, wenn er kommt, so a Kranzel aufsetzt. S'wird wohl a so a Heiliger sein wie er selber!“

Man hörte nur halb auf ihre Rede von dem Vetter des Klostermeiers, der ein so großer Verehrer des großen Königs war. Sie wurde aber reich beschenkt und sollte ihren Herrn von der Frau Fürstin grüßen. Darauf meinte sie, „die Frau Fürschtin könnte ja den Herrn selber grüßen, denn er würde ja noch einen Tag mit seinem Vetter unten in S. bleiben.“

Auf dem Rückwege ging die Fürstin still neben Gervinus her. Die beiden jungen Leute folgten in einiger Entfernung.

„Das Stück Hofleben, das wir nun noch da unten durchmachen müssen,“ sagte Sophie halbleise zu Wolf, „kommt unserer Durchlaucht recht ungelegen! Sie hätte so gern einen Tag hier oben zugebracht!“

„Fräulein von Hohem nicht auch?“ fragte Wolf. „Sie freute sich doch über die kleine Bergidylle so sehr!“

„Sie freut sich noch mehr auf ihr liebes Hartenstein! Was sie ihrem Paradies rascher zuführt, ist ihr willkommen!“

„Nun — nun! Ich denke — wer von Italien zurückkehrt — müßte mit dem Worte Paradies sparsamer sein.“

„Das denken Sie im Ernst gewiß nicht, Papa Wolf! Italien ist herrlich! Aber Sie sind der Letzte, der sein Paradies in der Fremde sucht.“

Wolf lächelte. „Das wissen Sie so bestimmt?“

„Wie sollte ich nicht wissen, was Sie so oft ausgesprochen haben?“

„Auf Reisen — wenn die Tage lang sind, und man wenig zu thun hat, spricht man mehr als sonst, und sagt allerlei, womit es nicht immer seine Richtigkeit hat.“

„Man? Jedermann — ja — das geb' ich zu! Aber nicht Papa Wolf!“

„So! Ich nicht? Warum nicht?“

„Weil Niemand auf der Welt weniger im Stande wäre, das Gegentheil von dem zu sagen, was er denkt.“

„Ich sage also Alles, was ich denke?"

„Gewiß nicht! Das wäre zu schwere Arbeit. Ich möchte Sie sogar verklagen, daß Sie selbst gegen uns zu haushälterisch mit Ihren Gedanken sind. Aber was Sie sagen, kann nun und nimmer das Gegentheil von dem sein, was Sie denken!"

„Wissen Sie auch, daß Sie mir da ein vortreffliches Zeugniß geben?"

„Wie sollte ich das nicht, wenn selbst unsere herrliche Fürstin nicht Worte genug findet, sobald es sich darum handelt, Papa Wolf zu loben."

Die schönen treuen Augen des Grafen begegneten den noch schöneren der Sprecherin, die mit einem offenen, warmen Blick auf ihn gerichtet waren. In diesem Augenblick bemerkte er aber auch einen Baumstamm, der quer über der Wegstelle lag, welcher sich die Fürstin soeben näherte. Er eilte hin, um ihr darüber weg zu helfen, und somit brach das Gespräch hier ab. Da die Fürstin jetzt Sophie an ihre Seite rief, gingen die beiden Herren miteinander hinter den Damen her.

Am Morgen des nächsten Tages fuhr die Reisekalesche der Frau Markgräfin aus dem Hotel in S.

Die Wagenfenster waren nicht nur fest geschlossen, sie waren auch von innen mit blauseidenen Gardinen fest verhangen, denn die Frau Markgräfin fürchtete nichts so sehr, wie die Morgenluft für — ihre Gesundheit oder für ihren Teint — man wußte das nicht so genau.

Zwei alte Männer in dunkler bürgerlicher Tracht, die eben in das Hotelportal treten wollten, mußten stehen bleiben, um die Kalesche vorbei zu lassen.

Oben am Fenster stand die Fürstin. Sie neigte sich heraus, um so lange wie möglich, dem schwerfälligen, von vier Pferden gezogenen Wagen nachzublicken, welcher rasch genug dahin rollte, und Staub genug aufwirbelte. Als er ihrem Auge entschwunden war, und sie sich von dem Fenster zurückziehen wollte, gewahrte sie die beiden alten Männer. Sie erkannte sogleich in dem Einen den Klostermeier, und auch die Züge und Haltung des Andern schienen ihr nicht fremd.

Die Männer hatten sie ebenfalls in's Auge gefaßt, und der Klostermeier in seiner Ueberraschung rief — lauter, als es sich in der Nähe der hohen Dame geziemte:

„Jesus Maria! das ist ja die Fürstin von Hohenlohe Durchlaucht!“

„Sie selbst!“ schallte als freundliche Antwort von oben herunter.

Der Vetter aber zuckte zusammen — und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an — als wollte er sagen:

Endlich! Gott sei Dank!

XVI.

Hoffeste in Berlin.

Still war der Winter in Berlin verstrichen. Der König duldete so rasch nach dem verheerenden Kriege keine laute Festlichkeit. „Es ziemt sich nicht!“ sagte er. „Erst müssen alle Arbeiten, welche die Schäden des Landes repariren, und die klaffenden Wunden der Unterthanen calmiren und heilen sollen, tüchtig im Zuge sein.“

So war denn das Schaugepränge der außerordentlichen türkischen Gesandtschaft ziemlich die einzige Belustigung der Königsstadt an der Spree. Achmet Effendi hatte dem König prächtige Pferde, Waffen, Gewandstoffe nnd Schmucksachen als Geschenk vom Sultan überbracht, und Seine preußische Majestät sollte dagegen die Gewogenheit haben, dem Beherrscher des Islam die drei Astrologen zu borgen, deren Gelehr-

samkeit Er alle die wunderbaren Erfolge des sieben=jährigen Krieges zu danken habe. Die Gesandschaft blieb den Winter über in Berlin, und als sie dann endlich in Abschiedsaudienz vom König empfangen wurde, wendete sich dieser an Achmet Effendi mit den Worten: „Sagen Sie Sr. Majestät dem Sultan, meine drei Astrologen seien: meine Politik, meine Armee und mein Schatz. Sie dienen nur Dem, der es versteht, den Letzten immer voller, die Zweite immer kräftiger, die Erstere immer größer zu machen.“

Wie sehr es dem König mit der Arbeit Ernst war, davon bekam seine Hauptstadt und sein Land viel zu hören und zu sehen; und wer nicht daran glauben und die eigene Kraft schonen wollte, bekam es zu fühlen, was es heißt, Bürger des fridericianischen Staates zu sein, und was eines solchen Bürgers Pflicht und Schuldigkeit sei. Der König selbst arbeitete am meisten. Wenn alle Lichter und Lampen längst ver=löscht waren, brannten die Lichter in seiner Antichambre, brannte die Lampe auf seinem Schreibtische noch.

In Städten und Dörfern, auf Wegen uud Stegen wurde vermessen, gegraben, urbar gemacht, geplant und gebaut! Am meisten in und um Berlin.

Wo er nur all' das Geld her hat? Nach sieben Jahren solcher Noth, gegen welche die biblischen Hungerjahre ein Spielwerk waren, benimmt er sich, als ob er aus sieben und mehr fetten Jahren schwelgen könnte! So hieß es im Ausland; und derlei Glossen lagen sehr in des Königs Berechnung.

Er war aus dem Hubertsburger Frieden ohne andere Freundschaft als die sehr junge mit Rußland hervorgegangen. Er hatte Bewunderer und Neider die Fülle, aber keinen Alliirten außer Katharina; ein Weib! mit vielen großen Anlagen, aber mit eben so vielen kleinen Eitelkeiten! Schlau und unberechenbar wie eine Sarmatin, und empfindlich wie eine Deutsche! Diese Alliance mußte fest gemacht werden! Und das konnte nur dort geschehen, wo die Interessen beider Staaten sich berührten: in Polen. Rußland und Preußen mußten diesen Herd unausgesetzter, fieberischer Gährung, dieses von Parteien zerrissene unglückselige Land in den Händen haben, um allen Eventualitäten begegnen zu können.

Friedrichs nächstes Hauptaugenmerk war auf seine Armee gerichtet. Denen, die auf seine Blößen lauerten, mußte unleugbar dargethan werden, daß diese bewun-

derte, gefürchtete Armee jetzt, im scheinbar tiefsten Frieden, eben so tüchtig, eben so schlagfertig sei, wie am Tage vor dem letzten Kriegsausbruch.

Alle Lücken seines Heeres wurden ausgefüllt. Wo die Landeskinder nicht ausreichten, drängten sich brod- und obdachlose Ausländer in Schaaren heran. Strenger als je wurde die Disciplin gehandhabt, was das allzu lange Kriegsleben gelockert hatte, wurde fester als je gebunden. Jetzt half schon der Begriff von Ehre und Vaterland mächtig mit. Jetzt sagte ein Jeder mit Stolz: „Ich bin ein Preuße! Der alte Fritz ist mein König!"

Und im Innern des Landes! in allen Zweigen der Justiz und Verwaltung! Herr des Himmels, welches Leben kam überall hinein! Daß es in Preußen ein Recht gab und Richter, und vor Allem in letzter Instanz einen Richter, zu dem Jeder gehen konnte, das wußte und fühlte auch ein Jeder.

„Das Kleinste ist Dem nicht zu klein!" sagte man sich.

Neben allen sonstigen Sorgen gab es eine, die dem König besonders an's Herz gewachsen war. Seine braven Krieger, und wer sonst in der letzten furchtbaren Zeit einen wesentlichen Dienst geleistet hatte,

mußten belohnt werden! Unablässig lag das dem König im Sinn. Ihre Namen wie ihre Züge waren in seinem Gedächtniß so gut wie auf seine Notizblätter verzeichnet. Friedrich wußte von Allem, besann sich auf Alles!

Im Frühsommer des Jahres 1764 besann er sich auch darauf, daß seine Berliner ein aparter Menschenschlag sind.

Im Großen und Ganzen hatte er über sie nicht zu klagen. In den schwersten Zeiten hatten sie sich ihm sogar als sehr gute Kinder bewährt. Er wußte auch, daß sie besonders große Stücke auf ihren alten Fritz hielten, daß sie ihre scharfen Zungen an ihm nicht wetzten, und während sie an Allem was auszusetzen fanden, es gar übel vermerkten, wenn ein Fremder sich eines Tadels gegen ihren großen König vermaß. Manches, was den Menschen anderwärts viel später klar wurde, verstanden die Berliner sehr bald. Daß Friedrich über den Gräbern der alten Zeit einem neu erstehenden Geschlecht den Raum erkämpft habe, daß er, selbst wenn seine Feinde ihn besiegt hätten, in diesem höheren Sinne doch als Sieger hervorgegangen wäre, — daß Fridericus Rex gleichbedeutend

war mit Licht, — die klugen Berliner wußten das Alles zuerst. Ihr Vertrauen in des Königs höhere Einsicht war daher so groß, daß sie ihm auch manches, was ihnen sehr — sehr nahe ging, nicht lange nachtrugen. So die Zölle und Monopole — selbst das, die Frauen so hart treffende Kaffee-Monopol! Er mußte ja seine erschöpften Cassen füllen! . . . Aber — Alles hat seine Grenzen! Berlin wurde nun doch zu den Großstädten gerechnet und fühlte sich als solche! und daß der König es so hinleben ließ, daß man dort gewissermaßen das Gras wachsen hörte — das war denn doch zu viel! . . . „So ohne alles Plaisir — dat jeht doch über den Spaß!" riefen die Straßenjungen dem König nach, wenn er, von einem Adjutanten begleitet, die Wilhelmstraße entlang nach dem Palais ritt, in dem seine Schwester Amalie wohnte.

— Da wimmelte es aber mit Einemmal in den königlichen Schlössern von Berlin, Montbijou, Schönhausen, Charlottenburg und Potsdam, zuerst von Arbeitern, die Alles auf's Glänzendste herstellten, und dann von fürstlichen Gästen.

Jetzt fuhren die königlichen Staats-Carossen durch die Straßen. Sechs Jäger hingen an den Tritten;

die Läufer mit ihren Stäben, in hochgeschürzten Springröcken trabten voran.

Die Straßenjungen jubilirten; Berlin putzte sich; Berlin hatte jetzt genug zu sehen — und woran dem Könige sehr viel lag — es wurde gesehen. Sogar mit Verwunderung gesehen von dem Fürsten Dolgoruki, der mit allem Glanz, welchen die Abgesandten Katharinens zu entwickeln pflegten, von Petersburg kam, und schon am nächsten Tage seine Auffahrt zum Schlosse hielt.

Zu einem Schutz- und Trutz-Bündniß bezüglich Polens war Fürst Dolgoruki ermächtigt. Die Vorschläge der Czarin fanden ein offenes und williges Ohr. Auch geheime Stipulationen wurden in dem Berliner Cabinet ausgearbeitet; und dazu war dem Repräsentanten Rußlands eine, so anstrengenden Arbeiten gewachsene Kraft in der Person des Staatsraths von Leonhard beigegeben.

Die Gala-Oper versammelte zuerst Alles, was Namen, Rang und Würden hatte, in einem hellerleuchteten Raum.

Herr von Leonhard erblickte unter den Hoffräulein eine junge Dame von auffallender Schönheit, deren

Haltung etwas ungemein Reservirtes hatte. Er fragte den neben ihm stehenden Kammerherrn, wer dieselbe sei, und erhielt zur Antwort: es sei eine Gräfin Türkheim, Hofdame der Markgräfin von Durlach.

„So — so — eine Gräfin Türkheim.“

„Eine schöne Erscheinung — nicht wahr, Excellenz?“

Herr von Leonhard bejahte die Frage. Ihm war eine Aehnlichkeit aufgefallen — eine Aehnlichkeit zum Verwechseln, und er athmete wie beruhigt auf, als ihm der fremde Name genannt wurde.

Am nächsten Tage befand sich der Hof mit seinen Gästen in Schönhausen zu einem déjeuner und Morgenconcert. Da sah er wieder in einiger Entfernung denselben jugendlichen schönen Kopf, der ihn gestern in der Oper so frappirt hatte, aus einer Gruppe anderer Damen auftauchen. Aber wieder war es nur ein Augenblick. Die Damengruppe löste sich auf, und der interessante Kopf versank hinter andern weniger interessanten. Die Königin empfing ihren Gemahl und seltensten Gast, indem sie ihm mehrere Schritte aus ihrem Cercle heraus entgegenging. Nach der gewöhnlichen stummen Begrüßung führte er sie zu ihrem er-

hobenen Sitze zurück, und blieb einige Augenblicke vor dem seinigen stehen. Dann überließ er diesen seiner Schwester, der Prinzessin Amalie, und ging auf eine Gruppe von Generälen zu, in deren Mitte er eine Weile stand und dann, seiner Gewohnheit nach, Platz nahm.

Nach dem siebenjährigen Kriege trug der König stets die einfache Uniform seines Garderegiments zu Fuß, mit einem Achselband und Stern. Heute war sie von blauem Sammt, reich mit Silber gestickt.

Die Damen überboten einander in dem Bestreben, die sehr auffällige Modetracht möglichst auf die Spitze zu treiben. Die höchsten Hacken, den umfangreichsten Reifrock, die himmelstürmendste Coiffüre, mit wallenden Federn, Blumen, Bändern und Geschmeide überladen, zu Tage zu fördern, galt unter ihnen für eine Ehrensache. Aber Berlin wie Paris besaß nur einen Coiffeur par excellence, der die Kunst, diese Haarthürme aufzubauen, zur Meisterschaft gebracht hatte; und dieser Eine konnte unmöglich — selbst wenn sein Kamm- und Bürstenstrich des Blitzes Schnelle besaß — alle die Köpfe, die sich ihm anvertrauten, in einer Stunde vor Beginn eines Festes bewältigen. Darum geschah

es in Berlin wie in Paris, daß gar manche Schöne sich Tags vorher frisiren lassen, und, eine Nachtruhe in ihrem Bette opfernd, den Kopf zwischen Kissen gepfercht in einem Großvaterstuhl aufrecht zubringen mußte.

Doch — jetzt ward es stille im Saale, der König hatte das Zeichen gegeben, und das Concert begann.

Der Kammerherr von gestern stand wieder in des Staatsraths Nähe. Während der ersten Musikpause neigte er sich Diesem zu:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Excellenz, daß ich gestern über die schöne Hofdame unrichtigen Bescheid gab. Gräfin Türkheim ist an den Masern erkrankt und zwar gerade zur Zeit, wo die Frau Markgräfin ihre Reise nach Berlin antrat. Ihre Erlaucht erbat sich in dieser Verlegenheit von der Fürstin von Hohenlohe deren Hofdame, Fräulein von Hohem, zur Begleitung.“

„So! So! danke bestens!“ entgegnete der Staatsrath dem verbindlichen Kammerherrn.

„Die junge, schöne Dame soll ein Ausbund von Gelehrsamkeit sein“, fuhr dieser fort, indem er sich dem russischen Staatsmann möglichst aufmerksam erweisen

wollte, wie seine Ordre war. „Sie ist nicht nur der Liebling ihrer Fürstin, sondern wurde auch in der Wiener Hofburg sehr ausgezeichnet. Die Czarin hat dem Fräulein ihr Bild, in Brillanten gefaßt, zum Geschenk gemacht. Sie trägt es heute auf dem blauen Hofkleide als einzigen Schmuck. Selbst Sr. Majestät dem Könige soll ihre distinguirte Erscheinung aufgefallen sein.

Das Concert nahm seinen Fortgang. Der Staatsrath wendete ihm seine ganze Aufmerksamkeit zu. Nach dessen Beendigung zerstreute sich die Gesellschaft im Garten.

Herr von Leonhard sah aus einem Bosquet helle Damengewänder schimmern. Ruhig und mit gemessenem Schritte verfolgte er dieselbe Richtung. Doch nicht mit den Damen traf er zusammen, wie er gehofft, er gewahrte vielmehr, daß sie an der entgegengesetzten Seite das Bosquet wieder verließen — sondern seinem Fürsten begegnete er im vertrauten Gespräch mit dem österreichischen Botschafter. Als er grüßend zur Seite trat, um die Vertieften nicht zu stören, sah er etwas im Grase schimmern. Er hob es auf. Ein Täfelchen mit Silberstift war's. Die oben einge-

preßten Buchstaben S. v. H. ließen ihm keinen Zweifel darüber, wem es gehörte. Von der einen Seite war das Henkelprofil der schönen Vase im Saal des Schlosses aufgezeichnet. Sophie mußte während des Concerts die saubere kleine Zeichnung ausgeführt, und dann hier das Täfelchen verloren haben. Auf der Rückseite standen Notizen von der ihm unvergeßlichen schönen Handschrift. Auch der Staatsrath pflegte seinem Gedächtniß in solcher Weise nachzuhelfen. Die Notizen waren in italienischer Sprache gemacht, in der zuletzt erlernten Sprache, um sich zu üben. Das alles war so correct; und er empfand eine gewisse Befriedigung, in diesen Dingen einen Rapport mit ihr zu finden. Er steckte das zierliche Täfelchen zu sich. Der höflichste Mann der Welt that das natürlich in der Absicht, es seiner Eigenthümerin wieder zuzustellen, oder zustellen zu lassen. Daß die Tasche seiner Hofkleider ihm nicht sicher genug zur zeitweiligen Aufbewahrung fremden Eigenthums erschien, und er sich deshalb gezwungen sah, es in die verborgene Westentasche, unmittelbar an sein Herz zu legen, ist eben so natürlich.

Aber Täfelchen, Rapport und Sophie waren bald über der reichen diplomatischen Ausbeute dieses Tages

vergessen. Der geheimnißvolle Kaunitz — der europäische Kutscher, wie er spottweise genannt wurde — hatte die Punkte auf alle i's ausgetipfelt, und der Staatsrath erwartete zu Hause das Journal, dessen einen Schlüssel Dolgoruki mit ihm, der alle Arbeit that, theilte, während Katharina in Petersburg den andern besaß.

Spät verließ man Schönhausen, um im russischen Hotel in Berlin das Diner einzunehmen. Dann zog sich der Staatsrath in seine Gemächer zurück, und arbeitete für den bereitstehenden Courier. Er chiffrirte, déchiffrirte und referirte die ganze Nacht.

Sophie genoß nach dem Schönhauser Feste die Abendstunden an ihrem Schreibtische. Ihre Fürstin hatte es der Markgräfin auf die Seele gebunden, dafür zu sorgen, daß für sie die Stunden des Hofdienstes von Stunden der Ruhe und Einsamkeit abgelöst würden.

„Nur unter dieser Bedingung kann ich Deinen Wunsch erfüllen und Dir meine Perle anvertrauen!“ das waren die Worte der Fürstin gewesen. Sie machte jetzt aus ihrer großen Liebe für die junge Hofdame gegen Niemand mehr ein Hehl; ganz verschieden von der Haltung, welche sie in der ersten Zeit beobachtet

hatte. Damals verbarg sie die täglich wachsende Neigung zu dem jungen Mädchen in Gegenwart Fremder, wie in der ihrer Hausgenossen und Dienerschaft, und vergaß nie: „daß der Neid einen leisen Schlaf hat," und man ihn nicht wecken dürfe.

Es fiel der Fürstin sichtlich schwer, selbst für die kurze Zeit von drei Wochen, sich von ihrem Liebling zu trennen. So nah dem Ziel, dem sie vereint mit solcher Sehnsucht zustrebten, so nah dem lieben Hartenstein, ein Auseinandergehen! Nicht leichter war die Trennung Sophien geworden. Sie hätte gern „nein" gesagt. Aber dann war es doch wieder ihre Fürstin, die daran mahnte, daß man stets bereit sein müsse, kleine Opfer mit Freudigkeit zu bringen, und diese Mahnung hatte genügt. Sie hatte sich also gleich zur Reise nach Berlin gerüstet, und dabei mit empfänglichem Sinne das Anziehendste, das sie dort erwartete, in's Auge gefaßt! „Ich werde den großen König sehen!" sagte sie zu sich selbst, und begrüßte damit auch am Morgen, wo zu früher Stunde aufgebrochen werden sollte, ihre geliebte Fürstin.

Zu diesem Morgen flogen die Gedanken Sophiens

jetzt zurück, da sie in der Abenddämmerung sinnend vor ihrem Schreibtisch zu Berlin saß.

Im Moment des Abschiednehmens fehlten damals — Papa Wolf und Lord Puck. Als die Fürstin einem Diener befahl, den Grafen zu holen, erfuhr sie, ein reitender Bote habe dem Herrn Grafen bei Anbruch des Tages einen Brief des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Bamberg gebracht, und eine halbe Stunde darauf sei der Herr Graf aus dem Hotel fortgegangen!

„Wohl um einen Spaziergang zu machen, von dem er jeden Augenblick zurückkehren muß", sagte die Fürstin mit ruhigem Tone. Aber es entging Sophien nicht, daß Ihre Durchlaucht in der That nicht ruhig war, sondern nur der Markgräfin gegenüber sich Zwang anthat, während sie zugleich mit dem Hofrath einen besorgten Blick austauschte, der von diesem in gleicher Weise erwidert ward. Die Frage „was das wohl bedeuten könne?" beschäftigte Sophien so sehr, daß sie darüber die Bitte vergaß: etwaige Briefe aus Elbing ihr nach Berlin zu senden.

Es war Sophien recht angenehm, daß sie nicht sogleich von Ihrer Erlaucht in Anspruch genommen wurde. Die Markgräfin und Fräulein von Gem-

mingen, ihre zweite Hofdame, entschlummerten bald, nachdem sie in der bequemen Reisekalesche Platz genommen hatten. Sophie konnte daher ungestört an die Abschiedsscene zurückdenken. Vorerst versuchte sie mit ihren Gedanken über Papa Wolf, der ihr gar nicht aus dem Sinne wollte, zurecht zu kommen. — Empfindlichkeit, Laune, Verdruß, Krankheit waren Dinge, die man an ihm nicht kannte. Die Blicke, welche die Fürstin und der Hofrath ausgetauscht hatten, sprachen ganz unzweifelhaft Besorgniß aus. Beide kannten also etwas, das seine sonst immer gleiche Heiterkeit trüben, seine unerschütterliche Ruhe zu stören vermochte! und etwas Geringfügiges konnte das nicht sein. Dazu war sein Charakter zu bedeutend und zu fest.

Hier wurde sie durch das Anhalten des Wagens in ihrem Nachsinnen gestört. Vorsichtig schob sie die blauen Seidengehänge ein wenig zurück, um zu sehen, was es gäbe. Arbeiter waren mit Ausbesserung der Straße beschäftigt, und den herrschaftlichen Kutschern wurde bedeutet, daß sie einen Umweg durch den Wald machen müßten.

Die Frau Markgräfin und Fräulein von Gemmingen waren nicht erwacht. Sophie zog die Gehänge

von ihrer Seite nicht wieder zu, um sich des Einblickes in das Waldesgrün nicht zu berauben. Sie nahm den Reisehut ab und wischte mit ihrem Taschentuche den Hauch von dem Fenster, um hinausblicken zu können. Wie gern würde sie es geöffnet und die frische Morgenluft eingeathmet haben! Der Mangel dieser Luft, das Hin- und Herwiegen der Baumzweige, die von ihr bewegt wurden, und das gleichmäßige Tempo des dahinrollenden Wagens wirkten endlich einschläfernd auch auf sie. Nach einem kurzen Kampf war sie eben im Begriffe, in's Traumland hinüber zu schlummern — als das Klagegeheul eines Hundes sie veranlaßte, die schläfrigen Augen noch einmal halb zu öffnen.

Da sah Sophie — wenn man einen einzigen flüchtigen Blick in diesem Zustande s e h e n nennen kann — weitab von dem Wege, tief drinnen im Walde, einen Mann auf der Erde liegen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, wie Einer, der sich verzweifelnd hingeworfen hat! Und neben ihm, die Vordertatzen auf seine Schulter gelegt, lag der Hund. — Es war wie eine Vision! Denn im Moment, wo ihr das Bild in's halbgeöffnete Auge fiel, war es auch wieder verschwundən — hinter dem Wagen versunken, der

jetzt aus dem Walde herausbog — oder — nicht dagewesen? Nein — nein — keine Vision! Denn so blitzartig es ihr auch in's Auge gefallen war, dieses hatte doch zwei Handlungen in sich aufgenommen, und die zweite hob den Zweifel an die erste auf. Der Mann hatte das Gesicht von der Erde gehoben, und hatte mit der rechten Hand den Kopf des treuen Hundes an sich gedrückt; ein Morgensonnenstrahl war verklärend über das schmerzdurchzuckte, todtblasse Gesicht hingeglitten. Dieses bekannte, liebe — und doch — so, wie dieser eine Blick es ihr zeigte — ihr auch wieder völlig unbekannte Gesicht! — —

— — Daran dachte Sophie, als sie vor ihrem Schreibtisch saß, um ihren ersten Bericht an die Fürstin zu schreiben. Sie ging im Gedanken alles durch, was sich auf Wolf bezog, und gelangte unschwer zu dem Schlusse, daß, was ihn jetzt traf, von seinem Vater kommen mußte, dessen niemals Erwähnung geschah, während von Wolf, wie von dem Hofrath, der edlen Mutter oft in Liebe und Verehrung gedacht wurde. Den Namen Roneck hörte man nur, wenn der Hofcavalier förmlich vorgestellt wurde; sonst hieß er für Alle: Graf Wolf.

Sollte das Ereigniß am Abschiedsmorgen blos mit äußerlichen Verhältnissen zusammenhängen? sollten diese beengender für ihn werden? — — nun dann blieb er ja um so sicherer dem Hartenstein verbunden! — — Dieser Gedanke übte eine wunderbare Beruhigung auf Sophie.

Es hätte also doch einmal der Augenblick kommen können, wo Graf Wolf in dem Paradiese gefehlt haben würde! Ein Augenblick, an den die Fürstin, Gervinus und sie gar nicht denken mochten. — —

Warum sagte sie denn jetzt in ihren Gedanken nicht — „Papa Wolf?“ — Weil — weil ihr das blasse, schmerzdurchzuckte Gesicht im Sinne lag, zu dem dieses Wort nicht paßte. Mit dieser Vision des blassen Gesichts ihres Freundes begann sie den Brief an ihre Fürstin. Und nur allmählich ging sie von diesem Gegenstande auf die Schilderung aus der Berliner Welt und dem Hofleben über. Leicht und anmuthig wußte sie zu berichten und zu schildern. Der große König und seine Helden imponirten ihr sehr.

„Ich sage Eurer Durchlaucht, mein Herz flog, als er mich bei der Vorstellung ansah, und den Namen Hohem zweimal sinnend wiederholte! Dieser Name

meines geliebten Vaters ist mir dadurch noch theurer geworden."

Sie unterließ nicht, ihrer Fürstin zu melden, daß sie in einer Hofgesellschaft auch den Staatsrath von Leonhard gesehen habe. „Wahrscheinlich wird sich das wiederholen, doch ist es mir recht gleichgültig. Ich traue ihm den Tact zu, mich nicht anzusprechen. Und thut er es dennoch, nun dann werde ich ihm antworten, wie allen den gleichgültigen Menschen, die ich täglich sehe, begrüße, wohl auch spreche, ohne mich sonst um sie zu bekümmern! Wenn meine Gedanken nicht auf dem Hartenstein oder in Elbing bei meiner Henriette sind, bin ich eifrig bemüht, ihnen das Bild des großen Königs, umgeben von seinen Heldengenerälen, fest einzuprägen."

Die Tage verrauschten. Ein Ball bei der Königin, zu Ehren des Prinzen von Preußen, sollte die Festlichkeiten beschließen. Die Fürstin hatte Sophie mit einer prächtigen, aus Paris verschriebenen Toilette überrascht, und der Sendung einige Worte beigelegt. Die ersten von ihrer eigenen Hand, denen nur ein flüchtiger Bericht über das „allseitige Wohlbefinden" von dem Hofrath vorangegangen war. „Mein ge-

liebtes Kind!" so schrieb die Fürstin, „wie wir während Deiner Abwesenheit gelebt haben, das soll Dir ausführlich mitgetheilt werden, sobald Du heimkehrst. Ja — heim, mein liebes, liebes Kind! Auch der Brief aus Elbing wartet hier auf Dich. Bescheide Dich indessen, und sieh Dich satt an dem alten Fritz und seiner Tafelrunde."

Sophie war glücklich, putzte sich zum Balle und zählte doch, während sie mit der Frau Markgräfin und Fräulein von Gemmingen in der königlichen Karosse nach dem Schlosse hinrollte, die Tage bis zu ihrer Abreise.

Von dem feenhaften Glanze der Diamanten, den sie heute zu sehen bekam, waren ihre Augen beinahe geblendet. Sie selbst hatte von dem Schmuck, den die Fürstin ihr mitgegeben, nur sparsam Gebrauch gemacht. Aufsehen wollte sie nicht erregen; Nichts lag ihr ferner.

Der Tanz hatte begonnen. Sie tanzte nicht. Desto mehr Fräulein von Gemmingen. Die Frau Markgräfin und Prinzessin Amalie nahmen neben einander Platz. Hinter der Ersteren, an eine Säule gelehnt, stand Sophie. Die Roben der beiden hohen

Damen waren buchstäblich von Juwelen übersäet; ebenso strahlte das Geschmeide von Nacken und Armen und von dem thurmhohen Haarputz. Sophien's Toilette trug den wahrhaft feinen Stempel von Paris — und — fiel auf durch ihre Einfachheit, wie sie selbst durch ihre seltene Schönheit.

Sie schaute eine Weile dem Tanze zu, dann fesselte ein Gespräch der beiden hohen Damen ihre Aufmerksamkeit.

„Der König zeigt sich uns ja heute gar nicht," sagte die Markgräfin.

„Seine Stirn ist umwölkt", entgegnete die Prinzeß. „Er hat bei mir dinirt und sprach kein Wort."

„Mit Rußland ist doch Alles in Ordnung."

„Parfaitement! — Ich glaube, es ist irgend ein kritischer Rechtsfall, der ihn so beschäftigt, oder — etwas Kirchliches."

Die Markgräfin sah die Prinzeß fragend an. Diese sagte lächelnd:

„Ja siehst Du, chère cousine, man hat so seine Wetterzeichen. Ich z. B. schreibe, wenn ich wissen will, woher der Wind weht, ein französisches Billet an meinen Bruder. Er antwortet immer, ja meist sogleich.

Ist nun seine Antwort mit deutschen Worten gespickt, so weiß ich, daß die lieben Stammgenossen uns zu schaffen machen; kommen lateinische Worte drin vor, dann hat er über Justizacten oder kirchlichen Angelegenheiten gebrütet."

„Seine Majestät geht in dem Toleriren zu weit! Die Kirche langt gleich nach beiden Händen, wenn man ihr einen Finger zeigt."

Prinzeß Amalie zuckte die Achseln und fragte: ob der Sammelbogen für die Liebfrauenkirche auch bei ihrer Cousine gewesen sei?

„Cela s'entend!" gab die Markgräfin zurück.

„Hast Du gezeichnet?"

„Wie könnte man es unterlassen, wenn die Majestäten obenan stehen?"

„Was geht uns aber die Liebfrauenkirche an; Der hochmüthige Bamberger nimmt sich zu viel heraus! Ist es nicht genug, daß preußische Soldaten damals beim Brande des Klosters retteten, was noch zu retten war, sollen wir uns noch anstrengen und Geld hergeben, um diese Zwingburg des Geistes wieder aufzubauen?" —

— Voilà le bout de la corde! Meine Schwester

ist eine echte Hohenzollern! Wenn es ihr an den Säckel geht, wird sie böse!"

Die Köpfe der beiden Damen fuhren auseinander und sie in die Höhe. Aber der König legte ihnen die Hände auf die Achseln und drückte sie sanft auf ihre Sitze zurück. Die Markgräfin warf einen beinahe vorwurfsvollen Blick auf Sophie, welche hocherröthend zurückgetreten war, um dem Könige Platz zu machen.

„C'est ça, chère cousine! Diese junge Dame ist einzig und allein daran Schuld, daß ich Ihre hochverrätherische Conversation belauscht habe. Wie Nymphe Echo stand sie hinter Ihnen. Das zarte Profil machte meine Helden, und Ihre wichtigen Mienen machten mich unruhig — so schlich ich — die schöne Nymphe im Lauschen ablösend, heran."

Auch die Prinzeß sah sich jetzt nach Sophie um, aber es geschah mit einem lächelnden Blick.

Diese entschuldigte sich: „Seine Majestät überraschten auch mich!"

„Und wäre das nicht der Fall gewesen, hätten Sie die hohen Damen wohl avertirt?"

„Das wäre meines Amtes gewesen, Majestät."

„Doch das Gespräch, meinen Sie, konnte ich dann hören?“

„Ich bin nicht so scharfsinnig, darin einen Anstoß zu finden.“

„Ich kann — denken Sie — ruhig zuhören, wenn ich getadelt werde.“

„Daß Euer Majestät das können, weiß ich gewiß.“

„Sie sind eine kleine Diplomatin, die sich zu helfen weiß. Nicht meine Unterthanin?“

„Ja und nein, Euer Majestät! Ich habe zwar zur Fahne der Hohenlohe geschworen, aber mein Vater hat im preußischen Waffenrock die Fahne der Hohenzollern in die Schlacht getragen; und daß er und sein Kind nach Hohem streben, das zeigt unser Name.“

Sie blickte bei diesen letzten Worten mit so aufrichtiger Begeisterung zu dem König auf, daß er sich unwillkürlich davon bewegt fühlte.

„Du coeur au coeur! voilà une ovation, que j'accepte!“ sagte er, ihr die Hand reichend, die er aber sogleich zurückzog, als sie sie ehrfurchtsvoll küssen wollte.

„Hohem! Wissen Sie, daß Ihr Name mir neulich eine Stunde meiner kostbaren Zeit kostete? Ich muß diesen Namen einmal aus besonderen Gründen notirt,

und die Notiz verlegt oder verloren haben. Sie sagen, Ihr Vater habe mir gedient. Ist Ihnen bekannt, daß er sich irgendwo besonders auszeichnete?"

„Ich war ein Kind, als mein Vater starb, und soll erst an meinem zwanzigsten Geburtstage durch seine Tagebücher von seinen Schicksalen unterrichtet werden!"

„Wie — Sie stehen noch unter Vormundschaft? Nun ich hoffe, Ihre Vormünder und sonstigen guten Freunde werfen meinen Gerichten nicht auch einen peinlichen Proceß an den Hals, der mich veranlaßt, meine französischen billets doux an ma chère soeur mit lateinischen Brocken zu spicken."

Damit grüßte der König die beiden hohen Damen und ging, sichtlich erheitert von Diesem zu Jenem im Saale herum.

Viele Augen waren jetzt auf die junge Dame gerichtet, mit welcher Se. Majestät sich so lange und so freundlich unterhalten hatte. Sie fühlte sich auch sehr beglückt und wiederholte sogleich im Stillen alle an sie gerichteten Worte des Königs, um sie ihrer Fürstin genau berichten zu können; äußerlich jedoch blieb ihre Haltung eben so reservirt wie vorher.

Es war ihr nicht entgangen, daß der Staatsrath sich, schon während der König mit ihr sprach, langsam genähert hatte, und daß er jetzt sehr nahe stand. Das bewegte sie nicht im Geringsten, sie wollte sich nur nicht herumwenden, um ihm die Anrede nicht zu erleichtern. Prinzeß Amalie und die Markgräfin sagten ihr freundliche Worte, die sie mit Ehrerbietung zu erwidern hatte.

Darauf redete Herr von Leonhard sie an:

Es ist für mich ein ganz unerwartetes Glück, Sie, mein gnädiges Fräulein hier zu finden!"

Sophie verbeugte sich, ohne etwas zu entgegnen.

„Schon längst hätte ich die Ehre gehabt, Sie zu begrüßen, wäre ich nur früher zur Kenntniß Ihres Hierseins gelangt. Meine Geschäfte führten mich vor längerer Zeit nach Braunsberg. Ich sah Ihre Freunde, Ihre Pflegemutter, und dann in Elbing die herrlichen Liborius."

Der Staatsrath glaubte ihr Zeit lassen zu müssen, um sich zu fassen. Der kluge Mann bemerkte nicht sogleich, daß sie dessen so gar nicht bedurfte. Sie war weder erregt, noch verlegen, als sie sich ihm zuwandte. Seine Worte forderten keine Erwiderung; nur darum

sagte sie nichts. Jetzt antwortete sie sogleich mit ihrer schönen klangvollen Stimme:

„Es verging kein Tag, an dem ich nicht meiner theuren Freunde in Elbing gedachte.“

„Ich habe Frau von Liborius in Sorge wegen der ausbleibenden Nachrichten verlassen.“

„Diese Sorge wird jetzt gehoben sein. Ich schrieb von hier, und hoffe heute oder morgen auf Antwort.“

„Sie tanzen nicht?“

„Es ist mir ärztlich verboten.“

„Ihr blühendes Aussehen spricht gegen jeden Gedanken an Krankheit.“

„Ich muß mich nur schonen. Auch ist, den Tanz zu meiden, für mich kein Opfer.“

„Sie leben in Süddeutschland?“

„In dem schönsten Theil desselben.“

„Und gefallen sich dort besser als in dem rauhen Ostpreußen?“

„Wo man sich heimisch und glücklich fühlt, weilt man gern!“

„Die Fürstin besitzt, wie ich hörte, eine sehr werthvolle Bibliothek, und ein Gelehrter steht an der Spitze ihres Hofhaltes.“

„Die Bibliothek stößt an meine Gemächer, und Hofrath Gervinus ist mein Lehrer. Die Gegenwart ist so schön, und wie schön lebe ich auch in der Vergangenheit!“ —

Sonderbarer Weise erröthete Herr von Leonhard bei diesen Worten, die sie klar und ruhig, wie sie gesprochen waren, nun auch ergänzte:

„In der Vergangenheit des Alterthums, welche das plumpe Mittelalter und die geschmacklose Neuzeit so weit überragt.“

Der Staatsrath hörte diesen begeisterten Anhang der früheren Worte nicht gern. Er frug nach Italien; ob sie die Spuren des Krieges dort sehr traurig gefunden?

„Der milde Himmel Italiens webt eine prächtige Vegetation über die rauchenden Trümmer, und deckt die Brandstätten mit Clematis, Myrthen- und Oleanderblüthen. Die Blumenstengel der Aloe ragen aus der Asche und höhnen die Barbarei der Menschen. Unter den Ruinen alter Zeiten findet man auch schwerer die neuesten heraus.“

Sophie hielt damit das Gespräch für beendet;

Herr von Leonhard aber sagte, nach kurzem Besinnen, etwas rasch:

„Dürfte ich mir erlauben, mich bei Ihnen, mein gnädiges Fräulein, nach einem Freunde zu erkundigen, der — wenn ich nicht irre — nicht allzuweit von Hartenstein residirt? Ueber unseren Briefen scheint ein eigenes Verhängniß zu schweben. Einmal erhielt ich nach vielen Monaten seine Antwort auf mein Schreiben in einem vollkommen unentzifferbaren Zustande. Das ging noch an, da ich voraussetzen konnte, daß sie eben so unwichtig wie meine Zuschrift war. Jetzt aber, wo es sich von meiner Seite um eine überaus wichtige Mittheilung handelt, erhielt ich nach sechswöchentlicher Irrfahrt meinen Brief, der halb Europa durchwandert hatte, als „unbestellbar" zurück. Graf Ronek ist doch nicht gestorben?"

„Gestorben!"

Wie war sie erschrocken! Wie war die schöne Röthe aus den Wangen gewichen!

„Sie kennen den Grafen?"

Sophie hatte sich sogleich gefaßt.

„Ob ich den Grafen Wolf Ronek von den Hämmern kenne? Haben Sie in Elbing nicht gehört, daß

er der Hofcavalier meiner Durchlaucht ist? Des Hofrath Gervinus Pflegesohn und unser aller sehr hochgehaltener Hausgenosse und Freund?“

„Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß davon nie die Rede war,“ betheuerte Herr von Leonhard.

„Es war kindisch von mir, über dieses Wort so zu erschrecken! Ich hätte sogleich bedenken sollen, daß meine edle Fürstin mir nicht eine Pariser Toilette schicken und das prächtige Geschenk mit so ruhigen Zeilen begleiten würde, wenn unserem lieben Papa Wolf etwas zugestoßen wäre.“

Das klang vollkommen ruhig, aber Herr von Leonhard nahm doch den Eindruck ihres Erschreckens und Erbleichens mit, als er, in diesem Augenblicke vom Fürsten Dolgoruki im Vorbeigehen abgerufen, der jungen Hofdame sein Abschiedscompliment machte.

Herr von Leonhard hatte sich die Allüren eines Diplomaten und Hofmannes vollkommen angeeignet. Diesem vollendeten „pli“ verdankte er es jetzt, daß weder sein Chef noch der Oesterreichische Gesandte, der sich diesem zugesellte, seine gänzliche Abwesenheit von ihrem Gespräche bemerkte. Wie er so mit ihnen ging, stand, sich setzte, als der Dritte in ihrem Bunde, stellte

er das Bild reservirten Schweigens, und dabei des Alleshörens- und Beobachtens dar; seine in die Brust versenkte Hand schien zu sagen: Hier ruhen die Chiffern, zu denen nur wir den Schlüssel haben. . . . Ja — ein Chiffretäfelchen ruhte dort allerdings! An dem Herzen des Mannes von Eisen ruhte es, und barg auch ein Geheimniß in sich; das Geheimniß: die Schläge dieses Herzens zu verdoppeln, und dessen Kühle in Liebesgluth zu verwandeln . . . . Liebesgluth des Hasses doch wohl? . . Ja! wie sollte der edle, gerechte, sich seines hohen Werths bewußte Mann das Mädchen nicht hassen, das ihn vergessen — ja noch mehr — das — so schien es fast — einem Andern — ihre Liebe — geschenkt hatte! Ja — er haßte sie! und wollte das Chiffretäfelchen benutzen, um dieser Empfindung Ausdruck zu geben, und wollte es ihr dann, bei der nächsten Gelegenheit, die ihn mit ihr zusammenführte, wieder zustellen. . . .

Da erhoben sich aber die beiden Gesandten rasch von ihren Sitzen, und der Herr Staatsrath instinktiv mit ihnen, um der Frau Markgräfin tiefe Reverenz zu machen, die von dem Prinzen Heinrich geführt, mit ihrem Gefolge den Ball verließ. Alle Umstehenden

blickten dem Zuge nach, und die Herren konnten nicht Worte genug finden, um die zauberhafte Erscheinung des Fräuleins von Hohem zu preisen.

„Ja — sie ist zauberhaft! Sie ist das liebenswertheste, das entzückendste weibliche Wesen dieser Erde! Und kein Anderer als ich kann — darf — wird sie besitzen! — — — Sie besitzen!? . . . . und — die Gräfin — meine Gemahlin?! — —"

Der Ball war zu Ende; die drei Diplomaten trennten sich.

„Mon cher Monsieur de Leonhard!" sagte Fürst Dolgoruki. „Sie sind ganz au fait, und fassen unsere Gedanken noch heute in Ihrer unvergleichlichen Art in einem Promemoria für Unsere Majestät zusammen!"

„Ganz au fait! noch heute, Durchlaucht!" entgegnete der Staatsrath.

Es schlug Mitternacht . . dann Eins – Zwei — Drei. . . Hätte im Hotel der russischen Botschaft ein Hahn gekräht, er würde den hohen Beamten nicht geweckt, sondern ihn an seinem Schreibtisch noch wach, das Promemoria aber — trotz alledem unvollendet gefunden haben.

Sophien war es sehr schwer gefallen, das Ende

dieses Ballfestes zu erwarten. Um so schwerer, da sie noch Vielen Red' und Antwort stehen mußte, die sich das schöne, geistreiche, von Sr. Majestät dem König durch eine so ungewöhnlich lange Unterredung ausgezeichnete Fräulein von Hohem näher betrachten wollten. Nur ihre große Bescheidenheit, und ihre kühle Haltung gegen die jungen Herren schützte sie davor, an diesem Abend der Gegenstand des Neides zu werden, wie sie der Gegenstand der Neugier und der Bewunderung geworden war.

Eine Unruhe, der sie keinen Namen zu geben wußte, hatte sich ihrer Seele bemächtigt. Sie fühlte sich mit Einemmale überzeugt, daß sich irgend etwas Wichtiges zugetragen hatte; daß eine Wetterwolke über den Häuptern Derer schwebte, die ihr theuer waren, und daß man diese Wolke über ihrem Haupte hinwegführen wollte. Der Hof war nach Potsdam übersiedelt, und viele von den noch verweilenden fürstlichen Gästen mit ihm. Am nächsten Tage machte die Frau Markgräfin ihre Abschiedsbesuche. Fräulein von Hohem und Fräulein von Gemmingen mußten Ihre Erlaucht begleiten.

In der königlichen Equipage von vier prächtigen

Rennern gezogen, die goldstrotzenden Laquaien an den Tritten hängend, die Damen drinnen im höchsten Staat, recht stolz und herrlich anzuschauen, so fuhren sie die große Hauptallee, die gegen Sanssouci führt, entlang. Sophie kannte nun schon alle Schöpfungen des großen Königs in seinem so sehr bevorzugten Potsdam, und ihre Gedanken waren heute nicht bei den Blicken, die sie auf die Gegenstände richtete. Plötzlich aber — nur leider zu spät — war sie ganz Auge. Sie sah einen Wanderer im dunklen Tuchkleide, der in sich vertieft dahinschritt. Als sie — einen Aufschrei unterdrückend — sich hinauslehnte und — zurückschaute, war er aber nicht mehr sichtbar. Erkannt hatte sie ihn! Dasselbe schlichte Gewand, in dem sie ihn zum Erstenmal in der Hartensteiner Schloßbibliothek gesehen hatte, trug er auch heute; doch dasselbe frohe Herz schlug wohl nicht mehr darunter! Und sie fuhr in fürstlicher Pracht an dem traurigen Freunde vorüber, ohne die Möglichkeit, ihm ein Zeichen ihrer Theilnahme zu geben.

Fahrt, Empfang und Verabschiedung nahmen schließlich ein Ende. Nur einen Tag noch wollte die Markgräfin verweilen und dann ihre Rückreise an-

treten. Sophie war für heute huldvoll jedes weiteren Dienstes enthoben.

Als sie nach ihren Gemächern eilte, erfuhr sie, ein Herr habe zweimal nach ihr gefragt, und im selben Augenblick kamen Schritte die Treppe herauf und auf sie zu.

„Mein Vormund! Mein lieber, lieber Vormund!" rief sie hocherfreut und streckte Herrn von Liborius die beiden kleinen Hände zum herzinnigen Empfang entgegen.

XVII.

Im Cabinet Friedrichs.

„Ich sage Ihm, es ist besser, wenn diese Sache in aller Stille beigelegt wird.“

Der Großkanzler des Ober-Appellationsgerichts verbeugte sich stumm.

„Ich sehe wohl, das gefällt Ihm nicht! Er ist der richtige Nachfolger des alten Cocceji. „Mensch ohne Ehre! Hängen Majestät!“ Das war so seine Redensart. Was glaubt Er, wie viel Soldaten und respective Unterthanen den Königen da wohl übrig blieben? Hm? Zähl Er mir mal die ganz ehrlichen Leute.“

„Hier, Euere königliche Majestät, handelt es sich um einen Verbrecher, der seinesgleichen sucht.“

„Da hat Er Recht, Jariges! Aber bedenk' Er

den Namen! Das Geschlecht ist so alt wie das der Hohenzollern, und durch Heirathen mit mehreren süddeutschen Fürsten verwandt."

Der Großkanzler schwieg.

„Er ist selbst von altem Adel."

„Euere Majestät haben mich zum Chef von Dero Obersten Gerichtshof gemacht. Und als solcher ist es meine Pflicht, selbst meinen königlichen Herrn daran zu erinnern: daß die Gerechtigkeit nur nach den Thaten der Menschen, nicht nach deren Ahnen zu fragen hat."

Der König ging mehremal in dem Gemach auf und ab; dann blieb er vor dem Großkanzler stehen.

„Er hat Recht! und es freut mich, daß Er Seine Meinung so unumwunden vor Seinem Könige ausspricht. Aber — ich weiß doch nicht, wie wir aus dieser argen Verwicklung herauskommen werden."

„Die einzige Schwierigkeit, die ich wahrnehme, ist die Auslieferung des Inculpaten. Sollte der Bischof von Bamberg diese ernstlich verweigern —"

„Was spricht Er da, Jariges," fiel hier der König seinem Großkanzler in's Wort, „der Bischof verlangt ja eben von Uns, daß wir ihm seinen Büßermönch ausliefern. Heute kam mir der vierte — sage der

vierte darauf bezügliche Brief des hochwürdigsten Herrn zu Händen.

Der Großkanzler warf einen Blick auf den schriftlichen Bericht, welchen er Sr. Majestät erstattet, und der nun zuoberst auf dem Schreibtische des Königs lag.

„Tag und Stunde, an welchen die Yacht, mit dem Inculpaten an Bord, Königsberg verließ, steht hier verzeichnet, Majestät.“

„Ohne Inculpaten, Herr Großkanzler! Den Briefen des Bischofs liegen die Meldung des Capitains der deutschen Yacht und die Berichte eines gewissen Pater Ambrosius bei. Nach diesen wird die unglaubliche Behauptung aufgestellt: der russische Staatsrath von Leonhard müsse über den jetzigen Aufenthalt des Verbrechers Auskunft zu geben wissen. Er sieht, die Sache complicirt sich immer mehr.“

„Je mehr das Dunkel sich steigert, um so näher ist der Moment, wo das Licht durchbricht. Die Justizia hat die Pflicht, ihm den Weg zu bahnen, Majestät!“

„Nun — nun, mein lieber Kanzler, ich bin ja nicht abgeneigt, Ihn in der Sache Seinen Weg gehen zu lassen, da ich — wenn auch ungern, einsehe, daß manchmal auch für den Adel, der oft zu sehr auf seine

Vorrechte pocht, ein Exempel statuirt werden muß. Nehme Er die Acten und gehe Er damit in mein Cabinet. Ich muß hier den Vormund empfangen, der durch die Wiederanstrengung des alten Prozesses die ganze Mordgeschichte an's Tageslicht gebracht hat. Auch habe ich den Herrn von Leonhard citiren lassen. Er sieht, daß ich Ihm, halb contre coeur, sogar helfe in der Sache, und so denke ich, kann er wohl mit mir zufrieden sein."

„Wäre es mir gestattet, einen Ausspruch meines allergnädigsten Königs zu berichtigen, so würde ich sagen: alle Arbeiten Euerer Majestät sind Bausteine zu dem Denkmal, welches die Nachwelt Ihnen setzen wird, und wir Beamten helfen nur mit schwachen Kräften bei der großen Königsarbeit."

„Denkmal! Nachwelt! wiederholte Friedrich langsam, nachdem sein Kanzler sich in das anstoßende Cabinet begeben hatte. Dann nahm er seine Flöte von einem Seitentische und ging darauf spielend einigemal auf und ab. Seine Gedanken waren in solchen Fällen nach seinem eigenen Ausspruch nicht bei den Tönen, die er der geliebten alten Freundin entlockte. Er wußte nicht, was er spielte; aber das Spiel half ihm,

einmal seine Stimmung in's Gleichgewicht, ein andermal sein geschäftliches Nachsinnen und Ueberlegen in die richtige Bahn zu bringen.

Eine Viertelstunde verstrich. Der König wußte, daß die zur Audienz Vorzulassenden bereits versammelt waren. Er legte jetzt die Flöte hin, stellte sich an seinen Schreibtisch und berührte die Handglocke.

Friedrich liebte das große Ceremoniel nicht, und wollte es nur bei feierlichen Gelegenheiten „strikte observirt" wissen. Gewöhnlich wechselten zwei Kammerlakaien einander im Vorzimmer ab; und einer von diesen meldete auch jetzt des Commerzienraths von Liborius Anwesenheit.

„Eintreten!" befahl der König.

Friedrich hatte die Gewohnheit, auf Jedem, den er zum ersten Male sah, seinen durchdringenden Blick einige Momente ruhen zu lassen. So that er auch jetzt.

„Ist Er der Liborius, der den Bürgern in Elbing während der schweren Kriegsnoth so große Dienste geleistet hat?"

„Die Dienste, Euere Majestät, waren nicht über meine Kräfte."

„Ich hörte, daß man Ihn in Petersburg beinahe erschlagen hätte, weil Er ein Preuße ist."

„O, ich versteckte mich bei Zeiten, Euere Majestät."

„Das Verstecken versteht Er auch mit Worten, wie es scheint. Er verkriecht sich ja förmlich vor Seines Königs Lob."

„Was Unsereins thut, ist nur ein Pünktchen, wenn man bedenkt, was der König gethan hat."

„Setz' Er immer hinzu „und thun wird". Wenn ich die sieben Jahr überstanden habe, werd' ich schon noch eine Weile leben."

„Das hoffen wir zu Gott, Majestät!"

„Glaub's Ihm! Das Lob kann er aber immer für Das, was Er geleistet hat, von mir annehmen. Denn schenken kann ich Ihm nichts! Auch ist Er zum Glück ein reicher Mann."

„Ich wollte mir aber doch eine Gnade erbitten, Majestät."

„Eine Gnade? — Wenn sie nichts kostet — ja!" sagte lächelnd der König.

„Nur ein Wort kostet es Euerer Majestät; den Untersuchungs-Prozeß, den ich um das Vermögen meines Mündels angestrengt habe, wieder niederzuschlagen."

„Niederzuschlagen? Par Dieu, die Sache wird immer aparter!“ Der König langte von seinem Schreibtisch einen Brief hervor und ihn hastig öffnend, frug er den Commerzienrath:

„Kennt Er vielleicht einen Mann, der Benjamin Klassen heißt?“

„Wohl kenn' ich ihn, Majestät!“

„So weiß Er vielleicht auch, daß der Mann seit vier Jahren in der Welt herumreist, um den Schurken zu finden, der das Kind seines Freundes um das väterliche Vermögen gebracht hat?“

„Ich weiß es, Majestät!“

„Bei mir im schlesischen Kriegslager ist er auch gewesen und hat mir da wegen dieser Sache den Kopf heiß gemacht. „Daß ich meine Feinde schlagen würde, das sei so gewiß, wie das Amen im Gebet. Die Hauptsache bleibe aber immer das feste Regiment im Innern! Wittwen und Waisen müßten eines großen Königs erste Sorge sein!“ Das sagte mir der alte dürre Mann. Und um seine Rede noch eindringlicher zu machen, fügte er hinzu, „sein Freund, der Vater des verwaisten und beraubten Kindes, sei ein preußischer Offizier gewesen, der seinem Kriegsherrn alle Ehre

gemacht habe, und das wolle er mir zur Zeit beweisen!" Gut! mich bewegte dieser Eifer des Alten, und ich notire mir die Sache und verspreche ihm, zur Zeit darnach zu sehen. Auch besann ich mich sogleich jenes Versprechens, als Er die Angelegenheit seines Mündels bei meinem Gericht anhängig machte, befahl meinem Großkanzler die sofortige Einsicht der Acten und schleuniges Referat. — Und nun — schreibt mir der Benjamin Klassen aus dem bairischen Gebirge, wo er krank liegt, flehentlich: Ich solle die Sache niederschlagen! und damit ich's ja recht einsehe, wie nöthig das ist — schickt er mir als Beleg — die Tagebücher seines Freundes und muthet mir nicht nur zu, sie zu lesen — nein — er sagt sogar, bis wann ich sie gelesen haben müßte! Und Er kommt mir jetzt mit demselben Wort: niederschlagen! Was sagt denn aber die Hauptperson, Sein Mündel dazu? und wer ist denn Sein Mündel? den Namen hat mir der Kanzler in dem Referat gar nicht genannt."

„Mein Mündel wartet auf die allerhöchste Gnade Euer Majestät, selbst ihre unterthänigste Bitte um Niederschlagung des Prozesses vortragen zu dürfen."

„Hole Er sie herein."

Der König setzte sich an seinen Schreibtisch, um eine Notiz zu machen, indessen trat Sophie ein und blieb nahe der Thüre in großer Befangenheit stehen. Als der König sich wieder erhob und herumwandte, öffnete der Kammerlakai eben die Entréethüre nnd meldete:

„Der Staatsrath von —“

„In's Cabinet.“

Die Entréethüre wurde wieder geschlossen und der König wandte sich Sophien zu.

Er erkannte in dem jungen Mädchen, das, einfach und dunkel gekleidet, so scheu und zaghaft neben ihrem Vormund stand, die schöne Hofdame nicht sogleich, die ihm auf dem Balle bei der Königin durch ihre äußere Erscheinung wie durch ihren Geist aufgefallen war, und sein Interesse erregt hatte.

„Treten Sie immer näher! Ich thue Ihnen nichts zu Leide!“

Sophie trat nun rasch vor den König hin und blickte ihn aus den bewegten Zügen, mit ihren leuchtenden Augen voll Zuversicht an.

„Von Euerer Majestät kann mir nur Gutes kommen!“

Der König richtete einen überraschten Blick auf sie.

„Mais — par Dieu! Sie kenne ich ja!“

„Sophie von Hohem, Euer Majestät!“ sagte sie mit tiefer Verbeugung.

„C'est ça!“ Dieselbe! Nur das helle Kleid und das helle, frohe Gesicht fehlt!“

„Wenn Euere Majestät meine unterthänigste Bitte in Gnaden gewähren, treten Beide sogleich in ihre alten Rechte bei mir ein.“

„Ich weiß schon — Sie wollen à tout prix Ihr Geld nicht wieder haben! Hätten Sie das nur früher bedacht, ehe Sie mein Gericht alarmirten! Jetzt kann ich meiner strengen Justitia nicht mehr in die Arme fallen, und der alte Vaurien von Roneck wird wohl in den Strick, den er sich zehnfach verdient hat, beißen müssen.“

Als der König den Namen Roneck so laut aussprach, schaute Sophie erschrocken im Gemache umher, und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Dem König entging das nicht, denn er beobachtete sie scharf. Doch sagte er mit fingirter Gleichgiltigkeit:

„Sie sehen, wir sind allein!“

Statt eines Widerspruchs, den Sophie nicht gewagt hätte, richtete sie nur den Blick auf die Cabinetsthüre, die mehr als zur Hälfte geöffnet war. Der Sonne halber, welche dort auf dem Fenster liegen mochte, war alles dunkel verhangen, während hier, wo sie unweit des Königs stand, das helle Tageslicht hereinfiel. Sie konnte deshalb nicht sehen, wer sich in dem Cabinet befand, aber sie hatte die halbe Meldung des königlichen Dieners, und den sie unterbrechenden Befehl des Königs gehört. Wohl verstand Friedrich diesen ängstlichen Blick und überaus gütig beantwortete er ihn.

„O, der Chef meines Appellationsgerichts, der in dem Cabinet auf mich wartet, ist von dieser Sache noch weit besser unterrichtet als ich, und“ — hier dämpfte der König die Stimme — „ist jedenfalls weit abgeneigter als ich, derlei Kugeln, wenn sie einmal in's Rollen kommen, wieder aufzuhalten. — Mais — passons à notre affaire! Ihnen ist — wie mir nun einleuchtet — darum zu thun, den Namen Ronek zu retten.“

„Vor Allem darum, Euere Majestät!“

„Weshalb?“

„Weil der jetzige Träger dieses Namens, der Hofcavalier meiner gnädigen Fürstin, von Ihrer Durchlaucht und von Allen, die ihn kennen, die höchste Achtung genießt und sie im höchsten Maße verdient.“

Nun meinte Sophie wohl ihren Satz eben so ruhig und fest gesprochen zu haben, wie sie ihn kurz und bündig zusammengefaßt hatte, während der König, Liborius und die zwei unsichtbaren Zuschauer und Zuhörer im Cabinet drinnen die zitternde Bewegung ihrer Stimme gar deutlich heraushörten.

„Hm! hm! sagte der König. „Der junge Graf steht mit mir in geschäftlichen Beziehungen. Ich bin so zu sagen sein Pächter, ohne ihn persönlich zu kennen, und habe alle Ursache, ihn mir als ein Muster von Ordnung, Pünktlichkeit, Rechtlichkeit und manchen anderen schönen Tugenden vorzustellen. Besitzt er diese aber, so wird ihm auch die Kraft nicht fehlen, einen Schlag des Schicksals zu ertragen. Er ist gut situirt. Ich zahle meinen Pachtschilling zur Hälfte an den Bischof von Bamberg, zur Hälfte an das Tutelgericht in Elbing für das Mündel des Herrn Commerzienraths Liborius, bis die Forderungen Beider getilgt sind, und — im Uebrigen wächst das Gras über den

schrecklichsten Dingen noch weit rascher, als über den ganz gewöhnlichen."

Wie spiegelte sich jedes Wort des Königs auf Sophien's ausdrucksvollen Zügen! Wie freudig glänzten ihre Augen bei dem Lobe, das er ihrem Freunde spendete; wie zuckte es angstvoll um ihre Lippen, als er so ruhig von dem Weh, das auf ihm lasten bleiben sollte, sprach.

„Nein! nein! das kann Euerer Majestät Ernst nicht sein! So kann der König nicht fühlen, von dem mein Vater sagte: seine Siege machen nur den kleinsten Theil seiner Größe aus! In seinem Herzen und in seinem Geiste liegt seine wahre Größe!"

Wohlgefällig ruhten die blauen Königsaugen auf dem erregten Angesicht des jungen Mädchens. Doch nahm er den früheren, beinahe gleichgiltigen Ton wieder auf, als er zu ihr sagte:

„Sie haben noch wenig Lebenserfahrung, mein Kind! und dann — scheinen Sie auch alle weitverzweigten Nebenumstände dieser Affaire nicht zu kennen. So zum Beispiel den: daß die Fürstin Hohenlohe — wenn sie nicht in einen Prozeß mit dem Bisthum von

Bamberg gerathen will — einen Theil ihres Vermögens wird daran setzen müssen!"

„Ich weiß es, Euere Majestät!" sagte Sophie traurig.

„Den der Kirche zugesagten Brautschatz ihrer Halbschwester und die Zinsen von so vielen Jahren verlangt man von ihr."

„So sagte mir mein Vormund!"

„Kind! solche Geldangelegenheiten haben für fürstliche Personen noch weitgreifendere Folgen als für Privatleute. Um die Dehors, die von Denenselben gefordert werden, beobachten zu können, wird die Fürstin sich sehr einschränken müssen."

„Ich werde meiner Durchlaucht umsonst dienen."

„Und wenn sie stirbt?"

Sophien's Augen füllten sich mit Thränen.

„Gott wird mir meine edle Wohlthäterin erhalten! . . . Sollte sie mir aber heute entrissen werden — an dieses Geld — an dem der Schmerz eines edlen Mannes klebt — würde ich nun und nimmer die Hand legen! Ich habe Vieles gelernt, womit ich mir mein tägliches Brod verdienen kann!"

Gerührt blickte der große König auf die Sprecherin.

Es gefiel ihm auch, daß sie sich so heroisch anstrengte, das Weinen zu unterdrücken und Haltung und Stimme zu befestigen.

Wieder öffnete der Kammerlakai die Entréethüre, und sich dem König nähernd präsentirte er Sr. Majestät auf silbernem Teller eine Karte. Der König nahm sie auf und las mit sichtlicher Ueberraschung halblaut:

„A toute heure visible pour celui qui m'apporte cette carte. Frédéric. (Zu jeder Stunde sichtbar, für den Ueberbringer dieser Karte.) — Endlich — wenn auch eben störend! — Mein Herr Commerzienrath, führ Er das Fräulein von Hohem in das Nebengemach. Es thut mir leid, die Audienz unterbrechen zu müssen. Aber — hier steht schwarz auf weiß mein königliches Wort, daß Er, dem ich es gab, zu jeder Stunde vorgelassen wird. Der Mann hat mir einen Dienst geleistet, wie kaum ein Anderer — und hat sich lange genug besonnen, ehe er endlich kommt, um meinen Dank und — so hoff ich — seinen Lohn in Empfang zu nehmen.

Herr von Liborius und Sophie kehrten zurück in das Gemach, wo sie vor der Audienz gewartet hatten. Der König schloß selbst sorgfältig die nach dem Ca-

binet führende, halb geöffnete Thüre, während der Kammerlakai, ohne andere Anmeldung, den überraschenden Besucher eintreten ließ.

Friedrich trat ihm schnell entgegen, faßte ihn fest in's Auge, und reichte ihm mit den Worten:

„Er ist es leibhaftig!" bewegt die Hand. „Er sieht, ich hab Ihn nicht vergessen! Ich habe mich geärgert und gegrämt, daß Er meine Dankbarkeit so schnöde zurückwies. Und Ihm ist das auch nicht gut bekommen, wie ich bemerke! Er sieht nicht so munter und gesund wie damals aus."

„Gesund bin ich, Königliche Majestät! Zum Muntersein fehlt mir aber die Ruhe der Seele, die ich dazumal besaß. Gekommen bin ich bisher nicht, weil ich das, was Euer Majestät mir als so hohes Verdienst anzurechnen geruhen, immer mit ganz andern Augen ansah. . . Heute muß es mir freilich recht sein, wenn Euere Majestät ein möglichst großes Gewicht darauf legen! denn heute sehe ich mich gezwungen, einen großen Lohn dafür zu beanspruchen!"

„Er erschreckt mich ja beinah. Ich habe ihn gesehen, wie er mit keckem Muth, an den feindlichen Patrouillen vorbei, in die Nacht hinaussprengte, nach

einem gefährlichen Ziel. Und bei dem Tschernitscheff muß Er doch auch nicht zaghaft gewesen sein. Jetzt steht er ja aber blaß wie ein Schatten vor mir, und Seine Stimme zittert mehr, wie die des jungen Mädchens, das ich so eben sprach! Sag Er rasch heraus, was es ist!"

„Euer Majestät erwiesen mir die hohe Ehre, meine landwirthschaftlichen Aufsätze in der † † † Zeitung zu beachten, und an deren Verfasser: von Wolf eine Zuschrift zu richten. Als Euer Majestät darauf den Wunsch persönlicher Rücksprache zu äußern geruhten, und ich mich zu diesem Zwecke in's schlesische Lager verfügte, ward derselbe Namen dero Wachtposten als Passirschein für mich gegeben. Dann vertieften Euer Majestät sich und mich sogleich und so ganz in den Zweck meines Kommens, daß ich dieses Nebenumstandes nur zu leicht vergaß. . . Majestät! Ich bin — Graf Wolf Roneck von den Hämmern!"

Der König erschrak jetzt wirklich.

„Und Er ist der Sohn —"

„Der seines Vaters Leben und Freiheit, und die Rettung der Ehre seines Namens als Lohn für jenen nächtlichen Ritt von dem großen König verlangt. . ."

„Laß Er mich meine Gedanken sammeln! Das ist ja eine entsetzlich verwickelte Geschichte! . . . Zum Glück sind die zwei zumeist betheiligten Personen zur Hand. So werden wir wohl in's Klare kommen. . . Sei Er so gut, und ziehe Er sich in jenes anstoßende Gemach zurück. Er wird eine gute Bekannte finden, die sich — wie mir scheint — über alle Maßen lebhaft für Ihn interessirt. Ich werde Ihn bald rufen."

Wolf gehorchte. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, öffnete der König die des Cabinets und rief den Kanzler und den Staatsrath von Leonhard herein.

Der Letztere war auf diesen Moment der Rechenschaft vor dem Könige längst gefaßt. Sein Bericht ließ an Präcision nichts zu wünschen übrig. Auch die Voraussetzung, dem König würde die nächtliche Escapade, als ein Streich gegen den hochmüthigsten aller Bischöfe, nicht übel gefallen, erwies sich als richtig. Freilich verrieth dies nur ein feines Lächeln; denn Se. Majestät sagte mit einem Anstrich von Strenge im Ton:

„Mit dem Allen ist aber weder meiner Justiz noch dem Büßerhaus des Bisthums von Bamberg ge-

dient! Die Erstere will durchaus ihren Inculpaten, das Letztere durchaus seinen Mönch zurückhaben."

„Beide konnten doch nicht zugleich befriedigt werden, Majestät! Und da hat sich ein Dritter in's Mittel gelegt."

Der König und sein Kanzler sahen den Staatsrath scharf an.

„Majestät!" sagte dieser sehr erregt, „der Verbrecher ist nicht mehr unter den Lebenden! Ich empfing heute morgen Bericht über sein Ende. — Der unglückliche Felbinger hatte sich mit seinen Racheplänen auf der russischen Yacht als Matrose verdungen. Für Gold und gute Worte überließ ihm ein Anderer die Wache vor der Zelle des Gefangenen. Die Yacht war bei frischem Winde auf hoher See. Wer nichts zu thun hatte, schlief. Da hörte um Mitternacht die Wache auf dem Deck einen schweren Fall in's Meer und einen entsetzlichen Schrei, dem ein furchtbares Auflachen folgte. Dem Matrosen war, als sähe er an einer Stelle zwei Körper auftauchen und wieder versinken. Dann war Alles still, und die Yacht weit von der Stelle fort, als er Lärm geschlagen hatte. Am Morgen fehlte der Gefangene und sein Wächter."

Eine Weile herrschte die tiefste Stille im Gemach des großen Königs. Dann legte Dieser die Hand auf den Arm seines Kanzlers und sagte:

„Verbrenne Er die Acten! Hier hat ein Höherer gerichtet. Und Ihm, Herr Staatsrath, danke ich! Was Er in dieser Sache gethan hat, ist sehr zum Guten ausgefallen; das wird Ihm lieb sein. Mir war daran gelegen, daß mein strenger Kanzler durch die bewegliche Bitte der schönen jungen Dame ein wenig gerührt werde. Er ist auch Zeuge der kleinen Scene gewesen, und hat sich gewiß, so gut wie ich, Seine Gedanken dabei gemacht. Morgen ist Er mit dem Fürsten Dolgoruki mein Gast, da wollen wir im Stillen ein Glas Champagner auf das Glück dieser jungen Herzen leeren!"

Herr von Leonhard verbeugte sich, so tief er konnte. Da der König kein weiteres Interesse an ihm nahm, so entging ihm auch die eigenthümliche Bewegung in dem Gesichte des russischen Staatsraths; auch dessen gleichsam abwehrendes, zwischen den Zähnen halb zerdrücktes „Majestät!" hörte der König nicht. Und hätte er es gehört, wäre es doch selbst für einen Friedrich schwer gewesen, es zu verstehen. Was wollte

Herr von Leonhard damit. — Hatte er doch nach Kräften für den guten Ausgang der traurigen Lebens-episode seines Universitätsfreundes gearbeitet; war er doch — er wußte selbst kaum wie, zum Hauptagenten des Glückes geworden, das diesen Freund jetzt allem Anschein nach erwartete. Herr von Leonhard hatte — wie immer — vollkommen correct gehandelt. Was also wollte er nun damit? Und warum ließ er den sonst so leichten Schritt so auf den Marmorstufen der Schloßtreppe dröhnen? Und warum fuhr er nicht ab, sondern schlich er zögernd und zaudernd im Thorweg des Schlosses umher, so daß der Wachtposten meinte, er habe etwas verloren. . . Verloren? ja freilich — verloren hatte er wohl etwas, das mehr gilt als Geld! Die Ruhe! die Ruhe! die war ihm abhanden gekommen. „Für immer! für immer!" war die hämische Antwort des eiskalten Marmors auf die zornigen Tritte, die er ihm gab.

Um so unverkennbarer lag die Zufriedenheit in den Zügen des Königs. Eben wollte er die drei seines Ausspruchs Harrenden hereinrufen lassen, als es ihm blitzartig durch den Sinn fuhr:

„Aber der Bischof — der fatale Bischof! — Die

Fürstin, und Wolf und das schöne Kind werden fort und fort unter dem Damoklesschwert des Bamberger's stehen! Was hilft es ihnen, daß die Sache bei mir unterdrückt wird! Der wird heute das, und morgen jenes von ihnen fordern und immer: „entweder — oder —“ sagen können!“ Mit raschen Schritten ging der König in dem Gemach auf und ab; — plötzlich blieb er stehen. Schadenfreude lachte in den blauen Augen.

„Suis — je bon enfant pour oublier cela!“ (Wie gutmüthig bin ich, das zu vergessen!)

Ein Druck auf die Handglocke rief den Lakai herbei.

„Ist Jemand im Entrée?“

„Seit einer Viertelstunde der Domherr aus Bamberg wegen der Antwort für seinen Bischof.“

„Ich wußte es — — doch wir wollen sehen —“

„Faites entrer!“

Mit größter Freundlichkeit empfing der König den Vertrauten des Bischofs, und führte ihn an den Schreibtisch.

„Ich bin eben heute sehr mit Geschäften überladen,

mein lieber Domherr, so daß ich dem Herrn Fürstbischof nur mündlich Antwort senden kann."

Dabei öffnete Friedrich ein Fach seines Schreibtisches und zog ein Schriftpäckchen hervor, das mit einem schwarzen Schnürchen zusammengebunden war, und als Ueberschrift den Namen „Warkotsch"*) trug.

„Wollen Sie, mein lieber Domherr, so freundlich sein, dem Herrn Fürstbischof meinen Gruß zu überbringen, und ihm zu sagen — was freilich Niemand besser bekannt ist, als Seiner hohen Weisheit: daß eine Hand die andere wäscht! Der König von Preußen versenkt dieses Päckchen mit gewissen authentischen Beweisen von dem großen Interesse, welches der Bischof von Bamberg damals an der Person des Königs nahm; der Herr Fürstbischof dagegen gibt jeden Anspruch an Geld, Gut, und Familienehre Derer von Hohenlohe und von Roneck auf!"

Der Domherr hatte sich etwas verfärbt und den Mund nicht aufgethan. Der König grüßte ihn wieder mit äußerster Freundlichkeit, und nahm sichtlich ver-

*) Ein schlesischer Edelmann, der Leiter einer, im siebenjährigen Kriege auf Friedrichs Leben gerichteten Verschwörung, deren Fäden bis nach Baiern reichten.

gnügt zwei Prisen aus seiner goldenen Tabatiere, als der rothe Talar verschwunden war.

„Kinder!“ sagte er zu den Dreien, als sie auf sein Geheiß wieder hereintraten. „Das hat schwer gehalten! Aber nun ist Alles in Ordnung! — Ihm Graf Wolf wird mehr zu Theil, als Er verlangt hat. Er braucht mein Pachtgeld nicht mehr an den Bamberger abzugeben. Und die Fürstin wird von dem Bischof auch nicht mehr chicanirt werden. Den hab’ ich abgefunden! Um den Namen, den Er trägt, braucht Er keine weitere Sorge zu haben. Die Nachricht, daß Sein Vater gestorben ist, hat dem Proceß und Allem, was darum und daran gehangen hätte, ein Ende gemacht. Er muß und kann auch damit zufrieden sein. — So wäre denn Alles gut. Und ich frage nun nicht: wer die Braut heimführt. Das kann ich mir ja denken. Ich frage aber, wer das Fräulein von Hohem nach Hartenstein zurückbringt, da die Frau Markgräfin bereits abgereist ist?“

Darauf sagte Sophie mit holdem Erröthen; ihre Fürstin habe Herrn und Frau von Liborius nach dem Hartenstein eingeladen, und mit diesen lieben Freunden werde sie nun die Reise dahin antreten.

„So! so!" entgegnete der König sehr heiter. „Seine Frau ist also auch in Berlin, mein Herr Commerzienrath! Was muß das für eine schlechte Patriotin sein, daß sie ihren Mann allein zu mir gehen ließ, und gar keine Sehnsucht verspürte, ihren König zu sehen."

„O Majestät! Die sitzt die ganze Zeit, halb lachend, halb weinend da draußen, und erklärte mir noch vorhin: ich sollte mir nicht einbilden, daß sie von hier weg gehen würde, ohne Euer Majestät von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben!"

„Die Freude soll ihr werden!"

Die Stunde, wo der König spazieren ritt, war gekommen. Sein Adjutant und die Pferde warteten bereits unten. Der Lakai brachte den Hut und die Handschuhe, von denen Sr. Majestät, wie er meist zu thun pflegte, nur einen anzog. Er nahm dann noch ein ziemlich großes versiegeltes Päckchen aus seinem Schreibtische und schritt zur Thür hinaus, welche der Lakai öffnete. Sophie, Wolf und Liborius folgten. Frau Henriette fuhr von ihrem Sitze in die Höhe, wurde über und über roth, machte aber doch ihren tiefsten und zierlichsten Knix.

„Ich wollte Ihnen zu Ihrem braven Mann gratuliren," sagte der König, auf sie zutretend, „aber ich sehe nun wohl, daß ich zuerst Ihrem Mann zu seiner schönen Frau gratuliren muß."

„Das Aeußere gibt der liebe Gott, das ist kein Merit, Euere Majestät."

„Sie sehen mir ganz darnach aus, noch andere Meriten zu haben."

„Man thut sein Bestes, einen so guten Mann, und einen so großen, guten König zu verdienen."

„Waren Sie mir denn nicht ein Bischen gram, daß ich so lange Krieg führte?"

„Wenn man seinen König so respectirt und so lieb hat, wie wir Euere Majestät, da sagt man sich: Er muß wissen, was er thut! und — hat Vertrauen und Geduld."

„Gut gesprochen, junge Frau! Wenn ich nur lauter solche Unterthanen hätte."

„Das wäre gar nicht gut, Mäjestät! Wenn der liebe Gott mich fragte, ob es lauter gute Männer und lauter große Könige geben soll, ich sagte ganz entschieden — nein! Wie sollte ich denn da meinen Isaak und unsern alten Fritz herausfinden?"

Sophie und Liborius riefen wie aus einem Munde „Jettchen!“ und sie erschrack auch — aber zu spät! Das vertrauliche Wort war heraus und konnte nicht mehr zurückgenommen werden. Der König jedoch lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten und sagte mit sichtlichem Ergötzen:

„So! Mein Epitheton hätte ich nun weg! C'est ce qu'on en a, quand on est toujours aux prises!“*)

Der König übergab nun noch Henrietten das Päckchen, das er in der Hand hielt, und das die Ueberschrift trug: Meiner geliebten Tochter Sophie von Hohem an ihrem zwanzigsten Geburtstage einzuhändigen, und ging dann mit gnädigem Gruße an ihnen vorbei und hinaus.

Unterdessen hatte Herr von Leonhard unter den uralten Bäumen, die ihre majestätischen Schatten auf den sonnigen Schloßplatz legten, seine heiße Stirn gekühlt. Die Blicke auf das Schloßthor gerichtet, hatte er auch seinen Entschluß gefaßt. Nachdem er so viel

---

*) Wortspiel, dessen sich der König einmal wirklich bediente, dessen Doppelsinn sich aber schwer übersetzen läßt; etwa: „Das hat man davon, wenn man immer im Streit ist,“ oder „wenn man immer Tabak schnupft.“

für seinen Freund Wolf gethan — für diesen armen Wolf — den die Natur so stiefmütterlich behandelt hatte — mußte er noch das Letzte — das Höchste für ihn thun! Er mußte — —

Da traten die Posten vor dem Schloßthor in's Gewehr, und was von Straßenjungen zur Stelle war, sprang jubilirend herbei; der König ritt zum Schlosse heraus und die Straße hinunter, nach der großen Brücke.

Was verstand der König von dieser Sache? Er — der Staatsrath wußte ganz allein, was hier zu thun war. Er mußte — er wollte — den armen Wolf — warnen! — Ja, warnen! — — Und siehe da — dort kamen sie eben zum Schloßthor heraus! Sophie an Henriettens Arm, selig lächelnden Angesichts, und hinter ihnen die beiden Herren.

Wie angewurzelt, von den boshaften Baumschatten gehalten stand der Herr Staatsrath. Er sah die Vier in einen Wagen steigen; und jetzt rollte der Wagen an ihm vorbei. Sie sah ihn nicht, denn lieblich vorgeneigt sprach sie mit dem Grafen, der ihr gegenüber saß. Aber ein anderer junonischer Frauenkopf beugte

sich zum Wagenfenster heraus um ihn lächelnd zu grüßen. Und welcher Triumph lag in diesem Lächeln!

„Tod und Teufel!“ Frau Henriettens haselnußfarbnen Augen hatten ihm in die tiefste Seele — zugleich aber hatte ihm auch ein Hofherr, der eben des Weges kam über die Achsel geblickt. Mit diesem fuhr nun Sr. Excellenz in vierspänniger Carosse nach Berlin zurück. Und wenige Tage später mit dem Fürsten Dolgoruki nach Petersburg; nicht ohne von dem großen König einen hohen Orden und eine kleine mit Perlen besetzte Tabatiere erhalten zu haben.

Seine Schwiegermutter und seine Gemahlin hatten alle Ursache stolz auf ihn zu sein, und sie waren es auch.

XVIII.

Eine Schlußverhandlung vor Lord Puck.

„Henriette!“ sagte Sophie zu ihrer geliebten Freundin, als sie am Abend vor ihrem Geburtstage mit der jungen Frau allein im Theehäuschen auf der Freundschaftsinsel saß, „Henriette! Ich komme mir vor wie eine Prinzeß im Feenmärchen!“

„Prinzeß in der That!“ entgegnete schalkhaft Frau von Liborius.

„Die Fürstin, meine wohlthätige Fee, benimmt sich seit meiner Heimkehr aus Berlin gar nicht mehr so gegen mich, als ob sie meine Gebieterin wäre. Sonst nannte sie mich nur manchmal, wenn wir allein waren „Du“. Jetzt immer „Du“ und „mein geliebtes Kind!“ Und nicht nur das Benehmen der Fürstin gegen mich, auch das der Frau Hofmeisterin und des

guten Hofraths hat eine eigenthümliche Steigerung erfahren. Mir ist, als liebten sie Alle mich mehr, und auch, als erwiesen sie mir mehr Ehre. Begreifst Du das?"

„Vollkommen!"

„So erkläre es mir."

„Morgen erklärt sich Dir Alles."

„Morgen!" rief Sophie bewegt. „Morgen lesen wir mit der Fürstin zusammen meines geliebten Vaters Tagebuch."

Eine Weile schwieg Sophie, dann schlang sie die Arme um den Hals der Freundin und sagte leise:

„Wird morgen auch Wolf wieder so sein, wie er ehedem war?"

„Wieder „Papa" Wolf?" fragte Henriette mit neckendem Ton. „Gefiel er Dir damals besser als jetzt?"

Sophie erröthete.

„Er stand mir näher."

„Innerlich?"

„Manchmal denk' ich — nein; manchmal — ja. Er gab sich so offen, daß ich ihn immer verstehen konnte. Jetzt ist er ein Anderer. Ich verstehe ihn nicht mehr."

„Er fehlt Dir, wenn er nicht da ist; und ist er da, gehst Du ihm aus dem Wege."

„Sage: er mir.“

„Mit einem Wort —“

„Nein! nein! sag' das eine Wort nicht! Ich will es nicht hören!“

Henriette lächelte und sagte nichts mehr.

Aber wie geschah Sophien, als sie am Morgen ihres Geburtstages von der Fürstin und Henrietten in die für sie neu eingerichteten Gemächer geführt wurde.

„Es sind dieselben, die einst — Deine Mutter bewohnte!“ sagte die Fürstin in tiefster Bewegung, und drückte Sophien fest an sich.

„Meine Mutter?“ rief diese. „Durchlaucht — was wissen Sie von meiner Mutter?“

„Komm, geliebtes Kind! Wir wollen erst das Tagebuch Deines Vaters lesen!“ — —

Stunden vergingen, weihevolle, feierliche Stunden. Aus diesen Aufzeichnungen ihres theuren Vaters erfuhr Sophie, daß Angela, die Schwester der Fürstin, ihre Mutter war. Als Sophiens Vater in jener Schreckensnacht dem wilden Roneck nachjagte, und das bewußtlose Mädchen seinen Armen entriß, ahnte er nicht, daß es die Prinzessin von Holstein-Plön, daß es dasselbe engelhafte Wesen sei, dessen Erscheinung, dessen himm-

lischer Gesang ihn am Morgen in der Liebfrauenkirche so tief bewegt hatte. An Rettung für sie und sich selbst mußte er denken, denn jetzt war er der Verfolgte. Der Räuber, den er erst niedergeworfen, und eine Schaar Panduren sprengten hinter ihm her. Nur daß er mit Weg und Steg hier vertraut war und daß er die kleine Bucht kannte, wo das gutbemannte Schiff seines neuen Freundes Klassen vor Anker lag, machte sein Entrinnen möglich. Den Verfolgern ging die Spur verloren; ihm schwanden die Sinne, als er beim Morgengrauen bei dem Schiffe anlangte. — Benjamin Klassen verstand sogleich, daß seine Leute alle Ruder einzusetzen, alle Segel aufzuhissen hätten. — Als Hohem aus todähnlichem Schlaf erwachte, fuhr das äußerlich unscheinbare, im Innern wohleingerichtete Fahrzeug schon den Rhein hinab. Sie, deren Stand und Namen er nicht kannte, deren Antlitz er während der Flucht in dunkler Nacht nicht gesehen hatte, ward der Pflege einer Verwandten Klassen's übergeben, welche für den Schiffshaushalt sorgte. Entsetzen, Erkältung und Ermattung hatten auf Angela eine sinnverwirrende Wirkung ausgeübt. Sie bemühte sich lange vergeblich, ihre Gedanken zu ordnen, und blieb körperlich und

geistig leidend. So vergingen Wochen. Das Boot hatte die Rheinmündung erreicht und seine Waaren auf Klassen's Handelsbarke umgeladen. Auch das schwermüthige, leidende Mädchen und — deren Retter waren eingeschifft worden. Auf diesen fiel der endlich Genesenden erster Blick.

Als der Ausdruck der lieblichen Züge wiederkehrte, und die Stimme ihren Klang wiederfand — erkannte er sie. Er war jung, schön und edel, und sie wurde gern sein Weib, weil auch ihr Herz einen Augenblick dem allmächtigen Gefühl der Liebe erlag, dem alles Andere weichen muß. In einer protestantischen Kirche in Holland wurden sie getraut, und damit war Hohem's Entschluß zu einer neuen Lebensbahn besiegelt. Er trat mit Benjamin Klassen in Verbindung und fing an zu arbeiten für den bürgerlichen Haushalt, den er nach Jahren in der Vaterstadt seines treu bewährten Freundes gründen wollte. Aber der Stern der Liebe sollte seinem Leben nicht lange leuchten. Angela schenkte ihm eine Tochter und versank hierauf abermals in tiefe Schwermuth. Sie zu beruhigen entstand jener Brief an den Fürsten. Aber das war das Rechte nicht.

Von Vater und Schwester hatte sich ja Angela

innerlich losgelöst, als sie Novize wurde. Nur nach der Mutter verlangte sie mit krankhafter Sehnsucht. Als die Nachricht eintraf, daß die Fürstin Aebtissin und ihr Bruder gerettet und auf's Neue zu einer kleinen Congregation zusammengetreten seien, kannte ihre Unruhe keine Grenzen mehr. Gewissensbisse peinigten sie unablässig, und ihr zärtlicher Gatte erfuhr nun zu seinem großen Schmerze, wie viel mächtiger in ihrem Herzen der alte Glaube, der Hang zu religiöser Schwärmerei und die Liebe zur Mutter sei, als das Gelöbniß der Liebe und Treue, das er von ihr empfangen hatte. Nach ihrem Glauben war die Verbindung mit ihm sündhaft, war ihre Liebe zu ihm und ihrem Kinde ein Verbrechen, das sie — nur durch ewige Trennung sühnen konnte. Still und sanft, aber fest verharrte sie dabei, bis dem unglücklichen Gatten nichts übrig blieb, als — in die Trennung zu willigen. Benjamin Klassen brachte sie der Fürstin Aebtissin wieder, und Hohem's Tochter hatte keine Mutter mehr.

Tief ergriffen hielt Sophie im Lesen inne. Sie weinte in den Armen der Fürstin. Henriette hielt ihre Hand; sie hatte den edlen Mann gekannt, und manche

schöne Lehre aus seinem Munde empfangen; noch pflegte sie die Blumen auf seinem Grabe.

„Beschleicht Dich keine Ahnung, mein liebes, liebes Kind?“ fragte die Fürstin. Sophie fuhr mit der Hand nach dem Herzen:

„Mutter Anastasia?“

„Ist meine Schwester Angela — ist Deine Mutter!“

„O, wie wunderbar hat mein Schicksal mich geführt! — Wann, ja wann wollen wir zu ihr?“

„Laß' diese Frage jetzt ruhen, mein Kind! und laß mich, wie der Himmel es fügte, jetzt Deine Mutter sein! — Ich war schon bei meiner Schwester in dem neuen Liebfrauenkloster! Gleich nach Klassen's Mittheilungen, von ihm und Gervinus begleitet, fuhr ich hin. Eine schmerzliche Erfahrung erwartete mich dort, Angela sah ich nicht. Pater Ambrosius empfing mich im Sprechzimmer. „Die Frau Aebtissin Hochwürden hat der Welt für immer entsagt, und will nur dem Herrn und der H. Jungfrau leben“ — das war sein Bescheid.

„O, sie hat mich in meiner schweren Krankheit mit so mütterlicher Zärtlichkeit gepflegt!“ rief Sophie in schmerzlichster Bewegung.

„Und hat es sich nachher als Sünde angerechnet!“ — sagte Henriette leise vor sich hin, sie gedachte ihres Besuches im Asyl.

Tiefe Stille trat ein. Die Fürstin und Henriette sahen schweigend auf Sophie, bis sie, ihre Rührung bewältigend, mit noch feuchten Augen, und doch schon lächelnd, zu ihnen aufblickte.

„Meine Mutter!“ — rief sie, die Fürstin umschlingend, — „Ja Mutter, Schwester, Freunde besitze ich. Wie reich, wie überreich bin ich!“

Aber dieser Tag sollte dem glücklichen Mädchen noch Vieles bringen. Zuerst ihren ältesten Freund, ihres theuren Vaters einzige Stütze — Benjamin Klassen. Hinter dem mit Geburtstagsgeschenken bedeckten Tische, zwischen die schönsten Blumen, hatte Henriette ihr den dürren, häßlichen alten Mann hingestellt, den Lord Puck durchaus nicht inmitten all' der Pracht dulden wollte. Als Sophie mit einem Freudenschrei auf den Alten zustürzte, ihn umschlang und küßte, wie sie es als Kind in ihrer ersten Heimath — seiner Barke so oft gethan, konnte kein Mensch den eifersüchtigen Hund beschwichtigen. Sein Herr, der stumm am

fernsten Fenster stand, mußte sein allmächtiges „Mores!“ erschallen lassen.

Darauf wandte die Fürstin sich lächelnd diesem Fenster zu, nahm Sophie bei der Hand und sagte:

„Unser Wolf bringt allein Lord Puck zur Raison. Du, mein Kind, wirst wohl die Einzige sein, die unsern Wolf wird zur Raison bringen können! Mir wird er's schwerlich glauben, wenn ich ihm sage, daß Alles, was ich meiner Tochter geben kann, doch nichts ist, wenn er nicht mein Sohn sein will!“

Damit nahm die Fürstin Henriettens Arm und ging mit ihr hinaus, die Frau Hofmeisterin, der Hofrath Liborius und Klassen folgten. Nur Lord Puck blieb.

Mit Gluth übergossen stand Sophie an ihrem Tische, stand Wolf am Fenster. Lord Puck streckte sich mittenhin auf den Teppich, und besah sich bald seinen Herrn, bald seine Herrin. Wie lange — das erzählten die Beiden nicht, als sie Arm in Arm vor die Fürstin traten, um ihren Segen zu empfangen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Umschlagdruck von
W. Moeser, Hofbuchdruckerei
BERLIN
Stallschreiber-Str. 34/35.

Messer

Tenger, Mariam,

Sophie von Hohem aus dem Papieren der Frau von Br..sen

Bd.: 2. Band

Berlin 1875

P.o.germ. 1442 wd-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319700-2